





# Oberschlesischer

Heimat

Kalender



Oberschlesien auf ewig

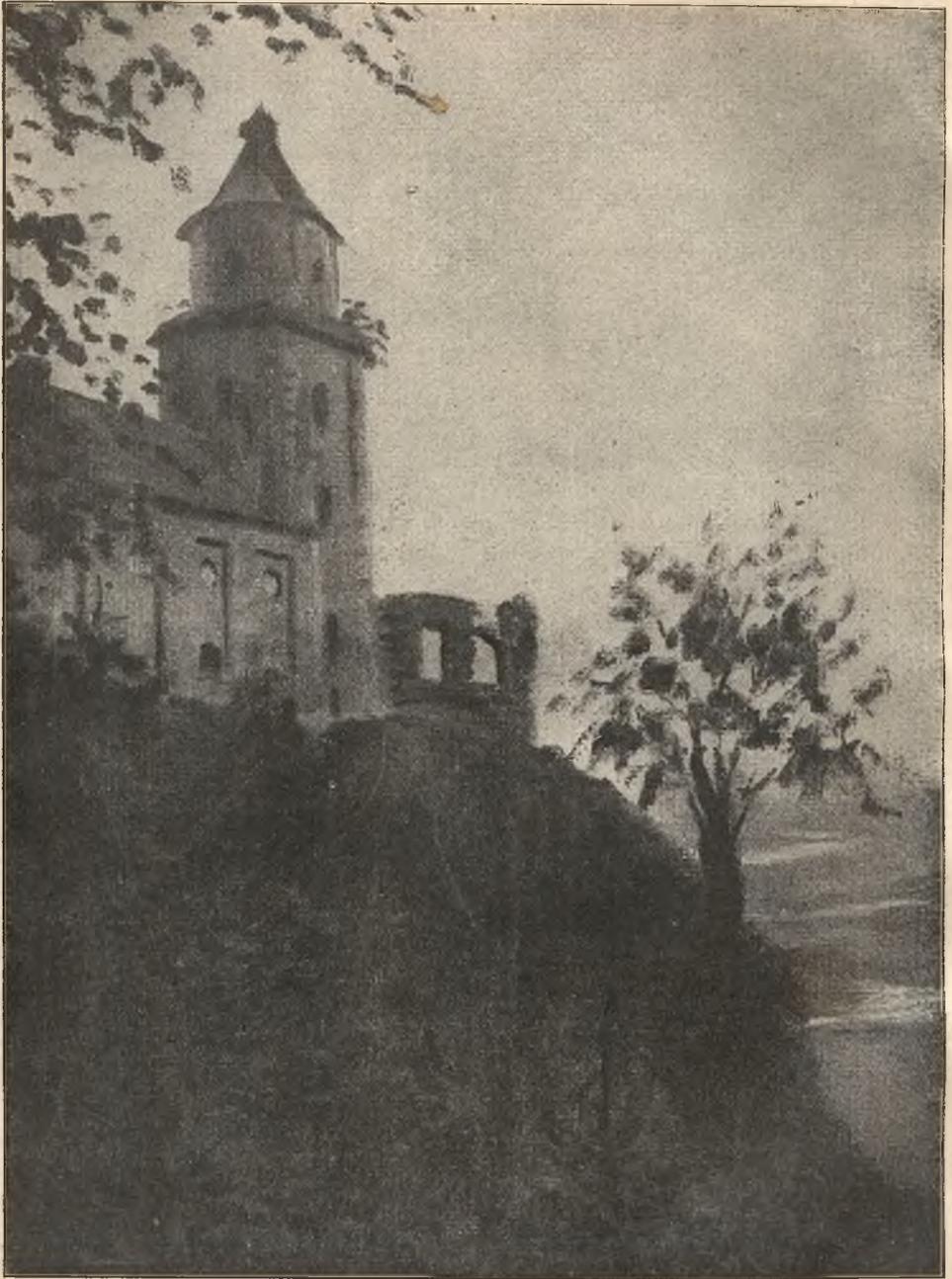
angereicht und deutsch

# 1925

Verlag Oberschlesischer Hilfsbund in Berlin NW52

855/54





Grete Waldau.

Burg Cost.

# Oberschlesischer Heimat-Kalender

Im Auftrage  
des Oberschlesischen Hilfsbundes  
bearbeitet von

Otto Bach

1.9.25

(3. Jg.)

Institut Śląski  
L. 4211 1925

Amt  
für ober-schlesische Landeskunde.

Leiter: Karl Sczodrok.

Oppeln, Wilhelmsplatz 4

3Kc 1

Verlag

Oberschlesischer Hilfsbund, Berlin NW 52

37

# 8L 1 c 2

149950 1925,

II



X-65047  
149950 II

1925

# Inhalt.

	Seite
Vorfabild „Burg Tost“, nach einem Gemälde von Grete Waldau . . . . .	2
„Geleitwort“ von Dr. Proste, Oberpräsident der Provinz Oberschlesien . . . . .	5
Kalendarium mit Städtebildern und Gedichten. . . . .	7—30
„Mein armes Land“ von Hubert Kraft Graf von Strachwitz . . . . .	31
„Frau aus Neisse“ nach einem Gemälde von S. Grabowski . . . . .	32
„Oberschlesien“ von Leo Bitta . . . . .	33
„Landsleute, habt Ihr die Heimat vergessen?“ von Soba . . . . .	37
„An Oberschlesien“ von G. Grabowski . . . . .	38
„Ein Ehrenblatt oberschlesischer Geschichte“ von Otto Hach . . . . .	39
„Wottek“ von Waleśka Gräfin Bethusy-Duc . . . . .	44
„Ein Hindernis“, nach einer Zeichnung von A. Wanjura . . . . .	47
„Grenzsperre“ von Benno Hein . . . . .	50
„Das liebe Vieh“ von Herta Pohl . . . . .	53
„Reime des Klapidudet“ . . . . .	56
„Oberschlesisches Tanzliedchen“, mit Lautensatz, von Erich Jarschewski . . . . .	57
„Der Slowak“ von Robert Kurpiun . . . . .	58
„Mein Oberschlesien“. Ein Gesprächel von Otto Hach . . . . .	61
„Schönwald, ein Zeuge deutscher Treue“ von Otto Hach . . . . .	65
„Der falsche Graf“ von Otto Hach . . . . .	68
„Wilhelm Fikner“ von R. A. Siegel . . . . .	69
„Anfänge der Eisenindustrie“ von Dworacki . . . . .	71
„Heimat“ von Alfred Hein . . . . .	72
„Oberschlesiens älteste Urkunden“ von Si-fi . . . . .	73
„Marinnas Hochzeitstag“ von E. Grabowski . . . . .	74
„Judas“ von Irma Erben-Sedlaczek . . . . .	77
„Deutscher Michel“ . . . . .	79
„Unser Sternenhimmel“ von Otto Hach . . . . .	80
„Das Haus in der Sonne“ von G. Hycel-Ratibor . . . . .	84
„Flüchtlingsfürsorge“ . . . . .	86
„Rätsel und Spiele“ . . . . .	87



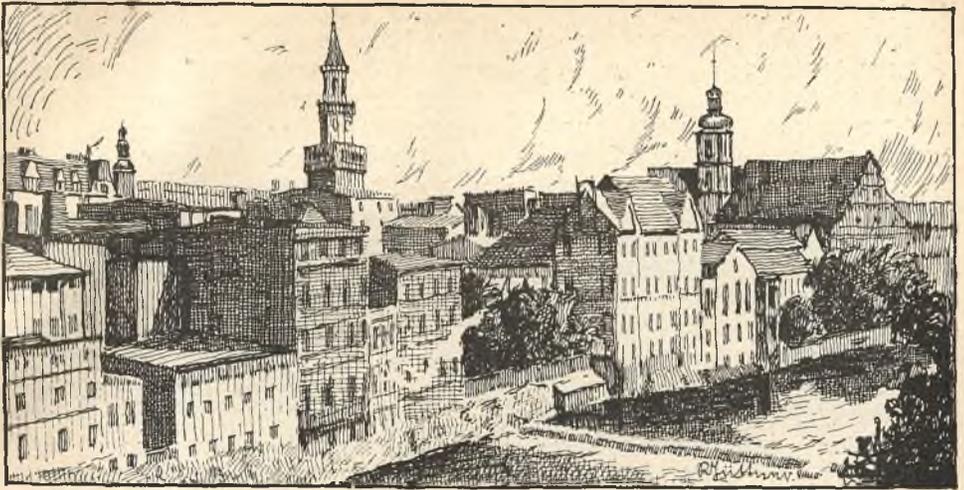
# Zum Geleit!

Von Dr. Proste, Oberpräsident der Provinz Oberschlesien.

**A**ls Oberpräsident der Provinz Oberschlesien, meiner Heimat, in der ich bis kurz vor der Abstimmung ununterbrochen in unmittelbarer Fühlung mit den Volksinteressen tätig gewesen bin, hatte und habe ich leider die beste Gelegenheit, die unheilvollen Folgen der Zerreißung Oberschlesiens kennen und beurteilen zu lernen. Die Deutsche Regierung hat freilich all' diese Folgen vorausgesehen. Sie hat, mußte sie auch dem Genfer Spruch sich unterwerfen, angesichts des geschichtlichen, nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Unrechts, das mit dem Genfer Spruch Deutschland angetan worden ist, die Rechtsverwahrung gegen die gefällte Entscheidung bei Annahme derselben ausdrücklich erklärt. In der Tat, es zeigt sich von Tag zu Tag immer mehr, daß die Folge dieses Schnittes durch Oberschlesien für die ober-schlesische Wirtschaft — worunter ich die Wirtschaft des früheren Gesamtober-schlesiens verstehe — zu einer großen Katastrophe führt, wodurch nicht nur der unmittelbar betroffenen Wirtschaft, sondern der ganzen mitteleuropäischen, ja der Weltwirtschaft, zu deren Wiederaufbau sich die alliierten Staatsregierungen nunmehr, allerdings oft auch mit durchaus untauglichen Mitteln, abmühen, großer Schaden zugefügt wird. Denn die Wurzeln der früheren ober-schlesischen Gesamtwirtschaft liegen in Deutschland, in Preußen. Von diesen Wurzeln ist nun abgeschnitten der Teil, der von Deutschland getrennt worden ist. Die Atmosphäre, die Luft, in der diese blühenden Gewächse der Wirtschaft so herrlich gedeihten, ist die deutsche Atmosphäre, deutscher Kultur, deutschen Geistes, deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes in verschiedener Wechselbeziehung mit dem liefernden und abnehmenden großen deutschen Wirtschaftsgebiet gewesen. Bekanntlich konnte auch selbst der Völkerbund, der die Entscheidung über Oberschlesien gefällt hat, den inneren Zusammenhang des früheren Gesamtober-schlesiens in verschiedener Beziehung, so auch in wirtschaftlicher, nicht ganz außer Acht lassen. Diesem Zusammenhang von ganz Oberschlesien suchte er durch verschiedene Bestimmungen bzw. Mittelchen Rechnung zu tragen, die aber das erstrebte Ziel schon aus den Naturgesetzen des Volks- und Wirtschaftslebens nicht erreichen können.

Dem bei Deutschland verbliebenen Teil Oberschlesiens sind durch die schweren Erschütterungen und Stürme, von welchen unsere Heimat, die zu einem Spielball der Völker gemacht worden ist, heimgesucht wurde, gleichfalls schwere Schäden auf den verschiedensten Gebieten zugefügt worden. Insbesondere gilt dies von dem Elend, das über die Tausende von Flüchtlingen, die ihre alte zu Polen gekommene Heimat unter Verlust ihres Hab und Gutes verlassen mußten, gekommen ist. In keinem Gebiete Preußens ist durch die Ereignisse, die ja tatsächlich eine Verlängerung des Krieges um fast 3 Jahre bedeuteten, das Wohnungs-elend ein so ungeheures, für die körperliche und sittliche Gesundheit des Volkes so verheerendes geworden. Mancherlei anderes Elend hatte dieses Flüchtlingselend im Gefolge. Es würde zu weit führen, dies im Rahmen eines Geleitwortes im einzelnen auseinanderzusetzen. Bei dem Kampfobjekt, das nun einmal unsere ober-schlesische Heimat nach dem Nachtspruch der Alliierten geworden ist, gilt es hier aber nunmehr ganz besonders, die ober-schlesische Kultur, die ja von jeher eine deutsche, eine preußische gewesen ist, auf der alten Höhe zu erhalten und weiter auszubauen. Es gilt, all' die vielen in den Kämpfen um

dieses Land zerrissenen Fäden, mit denen das gesamte oberschlesische Volk, ganz gleichgültig welcher Sprache, einträchtig zusammen gefügt war, wieder festzunüpfen. Es gilt, den alten Geist, der das oberschlesische Volk seit Jahrhunderten beseele, in dem das oberschlesische Volk sich kulturell und national durchaus als einen wesentlichen Bestandteil Preußens und Deutschlands fühlte, das zu keinem anderen Staate irgendwelche innere Beziehungen hatte, lebendig zu machen und zu erhalten, vor fremden Einflüssen zu schützen und, wo er durch fremde Einflüsse in den Kämpfen um dieses Land gelähmt worden ist, wieder zu erwecken. Daß sich die Deutsche und Preussische Regierung durch ihre Organe den vollsten Schutz und jede Förderung des polnisch sprechenden Teils der Bevölkerung nicht nur getreu den übernommenen in der Genfer Entscheidung niedergelegten Verpflichtungen, sondern auch aus eigenem staatspolitischen und menschlichen Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein in einer Weise angelegen sein läßt, von der wir wünschen möchten, daß sie den Deutschen in anderen Staaten gleichfalls zuteil wird, ist selbstverständlich. Es gilt ferner, in Deutsch-Oberschlesien auch wirtschaftlich neue Wege zu gehen, welche durch die veränderten Verhältnisse notwendig geworden sind, um der bei Deutschland verbliebenen Industrie auch wieder volles Leben zu gewährleisten. Ich will dazu hier in diesem Zusammenhange nur kurz die unbedingte Notwendigkeit betonen, unserer Industrie durch Schaffung eines Großschiffahrtsweges und anderer Maßnahmen die Lebensfähigkeit zu sichern. Vieles möchte und könnte ich noch zu dem großen Problem „Oberschlesien“ sagen, aber in diesem kurzen Geleitwort ist mir nicht die Möglichkeit dazu gegeben. Eines möchte ich zum Schluß aber betonen, daß die oberschlesische Frage, insbesondere der Wiederaufbau in Deutsch-Oberschlesien, eine allgemeine deutsche Frage von der größten Wichtigkeit geworden ist, und alle Preußen und Deutschen bitte ich, bei aller durchaus berechtigten und notwendigen Anteilnahme für die besetzten Gebiete im Westen, keinesfalls Oberschlesien zu vernachlässigen. Der um 3 Jahre verlängerte Weltkrieg, den die Oberschlesier während der schweren Besatzungszeit noch erleiden mußten, und zwar unter feindlicher Gewaltherrschaft, unter furchtbarem Terror, ja unter blutigen Kämpfen in 3 polnischen Aufständen, ist für ganz Deutschland von den Oberschlesiern geführt worden. Die Not, das Elend zu lindern und die Aufgaben, die hier zu erfüllen sind, sind Sache des ganzen deutschen Volkes geworden. Oberschlesien liegt weit in der östlichsten Ecke Deutschlands, es ist von Vielen nicht gekannt und er- erkannt. Ich begrüße daher die Tätigkeit des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier ganz besonders. Denn die Arbeit dieser Verbände kann aufs beste dazu beitragen, das Verständnis für Oberschlesien, für seine Bedürfnisse, seine Lebensfragen, in ganz Deutschland zu fördern. Ich freue mich, daß ich bei den Aufgaben, die mir für meine so schwer leidende Heimat gestellt sind, die Unterstützung dieser Verbände habe. Ich benutze daher gern die Gelegenheit, mit allen Deutschen, besonders aber den Auslandsfreunden des Oberschlesischen Hilfsbundes, im Namen Oberschlesiens herzlichsten Dank auszusprechen für alles das, was sie für Oberschlesien getan haben. Möge auch das neue Jahr 1925 die Aufgaben des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier fördern, diesen Verbänden zu den alten neue Freunde zuführen und unserem engeren Heimatlande Oberschlesien wie unserem deutschen Vaterlande Glück und Segen bringen! So rufe ich dem Oberschlesischen Hilfsbund und den Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier für das Jahr 1925 ein herzliches oberschlesisches „Glück auf“ zu!



Oppeln mit Mühigraben

Januar		Sonnen-		Monds-		Notizen
		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	
Donnerstag	1	Neujahr	8 13	3 54	11 53	—
Freitag	2		8 13	3 55	12 15	12 1
Sonnabend	3		8 13	3 56	12 36	1 11
Sonntag	4	n. Neujahr	8 13	3 57	12 59	2 18
Montag	5		8 13	3 59	1 24	3 24
Dienstag	6	Heil. 3 Kön. (Ep.)	8 12	4 0	1 52	4 28
Mittwoch	7		8 12	4 1	2 26	5 29
Donnerstag	8		8 11	4 3	3 6	6 26
Freitag	9		8 11	4 4	3 52	7 18
Sonnabend	10		8 10	4 5	4 45	8 3
Sonntag	11		1. nach Epiphantas	8 10	4 7	5 44
Montag	12	8 9		4 8	6 47	9 15
Dienstag	13	8 8		4 10	7 53	9 44
Mittwoch	14	8 7		4 11	9 1	10 9
Donnerstag	15	8 7		4 13	10 10	10 32
Freitag	16	8 6		4 15	11 12	10 54
Sonnabend	17	8 5		4 16	—	11 16
Sonntag	18	2. n. Ep.	8 4	4 18	12 36	11 39
Montag	19		8 3	4 20	1 51	12 6
Dienstag	20		8 1	4 21	3 9	12 39
Mittwoch	21		8 0	4 23	4 27	1 20
Donnerstag	22		7 59	4 25	5 41	2 11
Freitag	23		7 58	4 27	6 47	3 15
Sonnabend	24	7 57	4 29	7 42	4 28	
Sonntag	25	3. nach Epiphantas	7 55	4 30	8 26	5 47
Montag	26		7 54	4 32	9 1	7 7
Dienstag	27		7 53	4 34	9 30	8 26
Mittwoch	28		7 51	4 36	9 55	9 42
Donnerstag	29		7 50	4 38	10 18	10 55
Freitag	30		7 48	4 40	10 40	—
Sonnabend	31		7 46	4 41	11 3	12 5

## O p p e l n ,

Oberschlesiens Hauptstadt, gehört mit zu den ältesten Orten unserer Heimat. Bischof Adalbert von Prag soll hier schon 987 die nach ihm benannte Kapelle, die Bergkirche, geweiht haben und 1163 erfor der Piastenherzog Boleslaus die Stadt zu seinem Sitz. 1290 erhielt die Stadt zur Pfarrkirche die Kreuzkirche mit hohem Schiff und Zwillingstürmen, eine Zierde der Stadt, die 1900 durch eine Erneuerung an äußerer Würde verloren hat. Von der hohen Blüte, in der Oppeln um 1500 gestanden, zeugt das Rathaus mit seinem edelgeformten, an italienische Vorbilder erinnernden Turme. Dann kamen der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg mit ihren Verherungen; König Friedrich half aber bald dem eroberten Lande wieder auf, und auch nach den napoleonischen Kriegen erholte sich die Stadt. Oppeln wurde Regierungshauptstadt; das alte Piastenschloß wurde ausgebaut, der schöne Park der Bürgerschaft geöffnet und an der Promenade ein Regierungsgebäude mit Schmuckplatz errichtet. Die alte Minoritenkirche mit ihren Kunstwerken aus alter Zeit erhielten die Protestanten.

Frisches, reges Leben brachte der 1842 vollendete Bau der oberschlesischen Eisenbahn; jetzt münden in Oppeln sieben Eisenbahnlinien; es hat einen groß angelegten Umschlaghafen und mehrere Fabriken.

Stadtbild und Stadtplan haben sich in den letzten Jahren sehr zum Vorteil verändert. Den Friedrichsplatz schmückt der schöne Siliebrunnen und würdig reihet sich ihm das neue Heldendenkmal der im Weltkriege gefallenen 63er von Th. Myrtek an.

Oppeln hat zurzeit etwa 40 000 Einwohner und zwar 30 000 deutsche, 8000 polnische und 2000 zweisprachige. Bei der Abstimmung stimmten in Oppeln Stadt und Land 77 031 deutsch und 25 827 polnisch.

### Teure Heimat.

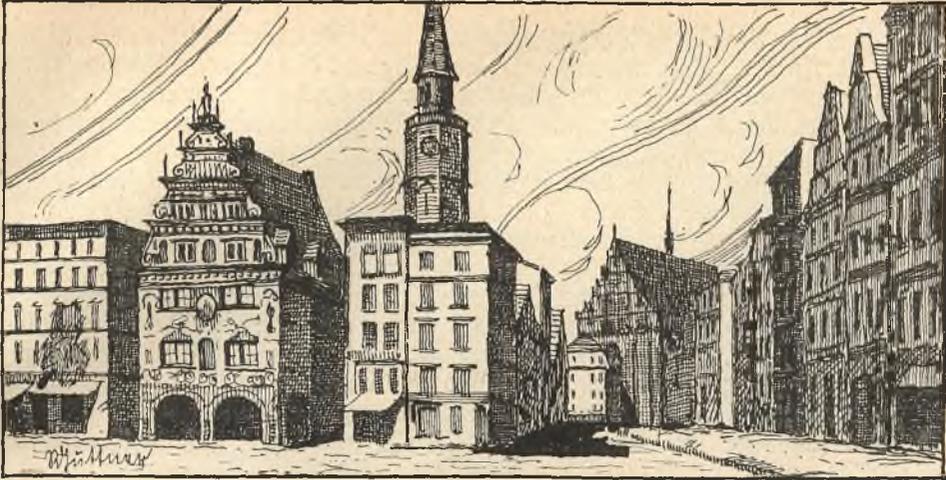
G. H y d e l.

Du bist vertraut mir von den Jugendtagen,  
Zu dir in Liebe glühte schon das Kind  
Du hast dem Mann dich tief ins Herz gegraben,  
Mit Not und Leid, die dir Begleiter sind,  
Liebe Heimat.

Was eine Mutter litt, das hast auch du getragen,  
Hast deine Kinder bangen, weinen sehr.  
Du siehst auch heute, hörst das wilde Klagen,  
Daß deine Liebsten sollen von dir gehn,  
Arme Heimat.

Du blickst empor mit schmerzlicher Gebärde,  
Woher dir Hilfe kommt in dieser schweren Zeit,  
Da strahlt ein Stern auf deine trübe Erde,  
Gar tröstlich mild und macht die Herzen weit:  
Unser Deutschland.

Wer ihm vertraut, kann nimmermehr vergehen!  
Wag auch die Grenze deine Kinder trennen,  
Sie werden stolz sich stets zu dir bekennen,  
Im deutschen Geist, in Treue zu dir stehen,  
Teure Heimat.



Meiße, Rathaus und Hämmererei

Februar		Sonnen-		Mond-		Notizen		
		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.			
Sonntag	1	4. nach Epiphania		7 45	4 43	11 27	1 12	
Montag	2	7 43	4 45	11 55	2 17			
Dienstag	3	7 42	4 47	12 27	3 20			
Mittwoch	4	7 40	4 49	1 4	4 19			
Donnerstag	5	7 38	4 51	1 48	5 12			
Freitag	6	7 36	4 53	2 39	6 0			
Sonnabend	7	7 35	4 55	3 36	6 41			
Sonntag	8	Septuag. ☉		7 33	4 56	4 38	7 17	
Montag	9	7 31	4 58	5 44	7 47			
Dienstag	10	7 29	5 0	6 52	8 13			
Mittwoch	11	7 27	5 2	8 1	8 37			
Donnerstag	12	7 25	5 4	9 12	8 59			
Freitag	13	7 23	5 6	10 25	9 21			
Sonnabend	14	7 21	5 8	11 39	9 44			
Sonntag	15	Sexag. ☾		7 19	5 10	—	10 10	
Montag	16	7 17	5 12	12 54	10 39			
Dienstag	17	7 15	5 14	2 10	11 15			
Mittwoch	18	7 13	5 16	3 23	12 0			
Donnerstag	19	7 11	5 18	4 30	12 56			
Freitag	20	7 9	5 20	5 29	2 3			
Sonnabend	21	7 7	5 21	6 17	3 18			
Sonntag	22	Quinquag. ☉		7 5	5 23	6 56	4 37	
Montag	23	7 3	5 25	7 28	5 57			
Dienstag	24	7 1	5 27	7 55	7 16			
Mittwoch	25	6 59	5 29	8 19	8 32			
Donnerstag	26	6 56	5 31	8 41	9 45			
Freitag	27	6 54	5 33	9 4	10 55			
Sonnabend	28	6 52	5 34	9 28	—			

## Neisse,

das schlesische Rom, war längere Zeit Sitz der Bischöfe von Breslau und hat einige 30 Kirchen. Die Pfarr- oder Jacobikirche ist 1430 von Peter von Frankenstein nach dem Vorbilde der Barbarakirche zu Rottenberg i. B. in ihrer jetzigen Gestalt vollendet, wurde 1880—1895 im Innern erneuert und gehört so zu den schönsten und größten Kirchen Schlesiens. Groß ist auch die Zahl prächtiger Grabdenkmäler, unter ihnen das des Bischofs Balthasar von Promnitz und des Bischofs Johannes Sittsch. Zu den stattlichsten Barockbauten zählt die St. Peter und Paul geweihte Kreuzkirche mit ihren formenreichen Türmen und prachtvollen Deckengemälden. Unter den weltlichen Gebäuden ist das Rathaus mit seinem 89 Meter hohen, spitzen Turme ein Zeuge der Glanzzeit der Stadt, 1499 vollendet; den Glanzpunkt der bürgerlichen Kunst bildet aber die um 1600 erbaute Alte Stadtwaage, jetzige Kammerlei, mit weiten Marktplaube im Erdgeschoß, reich bemaltem Unter- und Mittelgeschoß und fein abgetrepptem, viergeschoßigen Giebel. Prächtiges Meißelwerk aus Sandstein und schlesischem Marmor schmücken ihn; Arbeit, Fleiß, Glaube und Liebe sind verkörpert; die Malereien hat bei der Erneuerung E. Seliger geschaffen. Berühmt ist auch der 1686 vollendete Schöne Brunnen mit seinem wunderbaren, vom Kunstschmied Helleweg gearbeiteten Gehäuse. Nur 15 Jahre später wurde in der Brüderstraße die sogenannte Wasserkunst errichtet; vier Delphine tragen eine Brunnenschale mit einem Triton. Natürlich hat Neisse in neuerer Zeit auch neue schöne Bauten erhalten; unter den öffentlichen steht das Stadtkrankenhaus mit seinen schlichten, aber vornehm wirkenden Formen und Flächen an erster Stelle. Wie in alten Zeiten ist Neisse auch jetzt eine Zentrale schlesischer Kunst und Bildung.

---

---

## Trost.

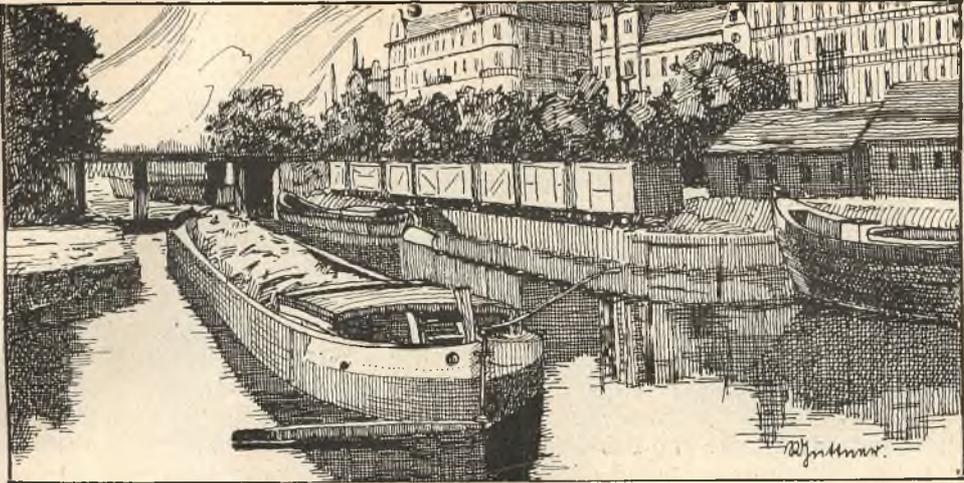
Josef von Eichendorff.

Es haben viel Dichter gesungen,  
Im schönen deutschen Land,  
Nun sind ihre Lieder verklungen,  
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber solange noch kreisen  
Die Stern' um die Erde rund,  
Tun Herzen in neuen Weisen  
Die alte Schönheit kund.

Im Walde, da liegt verfallen,  
Des alten Helden Haus,  
Doch aus den Toren und Hallen  
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter  
Sinken im mutigen Strauß,  
Es kommen frische Geschlechter  
Und fechten es ehrlich aus.



### Gleiwitz mit Glodnitzkanal

März		Sonnen-		Mond-		Notizen				
		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.					
Sonntag	1	1. Invoc.		6 50	5 36	9 55	12 3			
Montag	2	☾		6 48	5 38	10 26	1 8			
Dienstag	3			6 45	5 40	11 1	2 9			
Mittwoch	4			6 43	5 42	11 42	3 5			
Donnerstag	5			6 41	5 44	12 30	3 55			
Freitag	6			6 39	5 46	1 25	4 39			
Sonnabend	7			6 36	5 47	2 25	5 16			
Sonntag	8			2. Remin.		6 34	5 49	3 30	5 48	☽
Montag	9	☽		6 32	5 51	4 38	6 16			
Dienstag	10			6 29	5 53	5 49	6 41			
Mittwoch	11			6 27	5 55	7 1	7 4			
Donnerstag	12			6 25	5 56	8 14	7 26			
Freitag	13			6 22	5 58	9 29	7 49			
Sonnabend	14			6 20	6 0	10 45	8 13			
Sonntag	15			3. Sculi		6 18	6 2	—	8 41	☾
Montag	16	☾		6 16	6 4	12 1	9 15			
Dienstag	17			6 13	6 5	1 14	9 56			
Mittwoch	18			6 11	6 7	2 22	10 47			
Donnerstag	19			6 8	6 9	3 22	11 49			
Freitag	20			6 6	6 11	4 12	12 59			
Sonnabend	21			6 4	6 12	4 53	2 14			
Sonntag	22			4. Lätare		6 1	6 14	5 26	3 33	☽
Montag	23	☽		5 59	6 16	5 54	4 51			
Dienstag	24			5 56	6 18	6 29	6 7			
Mittwoch	25			Mariä Verkündigung		5 54	6 19	6 42	7 22	
Donnerstag	26			5 52	6 21	7 5	8 35			
Freitag	27			5 49	6 23	7 28	9 46			
Sonnabend	28			5 46	6 25	7 54	10 53			
Sonntag	29			5. Judica		5 45	6 26	8 23	11 57	
Montag	30			5 42	6 28	8 56	—			
Dienstag	31			5 40	6 30	9 35	12 56			

## Gleiwitz,

im 13. Jahrhundert mit deutschem Recht ausgesetzt hat wie ganz Oberschlesien eine wechselvolle Geschichte. Obwohl in seiner ersten Zeit zu Polen gehörig, hatte die Stadt doch mit den Nachbarbürgern Petersdorf, Richtersdorf, Schönwald überwiegend Bürger mit deutschem Namen; im 15. Jahrhundert litt sie die Anbill der Hussitenkriege, dann wurde sie mit dem größten Teile Oberschlesiens von den Pfaffen verpfändet, im dreißigjährigen Kriege aber tapfer gegen Mansfeldische verteidigt. Unter Friedrich dem Großen begann auch für Gleiwitz ein sichtlich Aufschwung; 1744 erhielt Gleiwitz eine den Ort mit Breslau verbindende Fahrpost, 1748 Baumwollwebereien, 1765 ein neues Schulwesen, und 1793 wurde das von Friedrich dem Großen in Malapane angelegte Eisenwerk, der Grundstock der Königlichen Eisengießerei, nach Gleiwitz verlegt; die Hütte lieferte in den Befreiungskriegen Geschütze und Geschosse, Bomben und Granaten, nach einer bedeutenden Erweiterung durch ein Emaillierwerk aber allerlei Maschinen, Bau- und Wirtschaftsgerät. Neben diesen Nutzstücken wurden dann auch Kunstgegenstände, wie Schaumünzen, Büsten, Vasen, Leuchter und Kreuze gegossen; größere bekannte Gleiwitzer Kunstgüsse sind das Redendenkmal in Königshütte, der Ruhende Löwe und der Gänsebrunnen von Kaliste. Eine beträchtliche Förderung erhielt Gleiwitz durch die 1842 gebaute Oberschlesische Eisenbahn; heute führen sieben Linien nach Gleiwitz. Gleiwitz war ferner von jeher eine betriebsame Handelsstadt, hatte große Getreide- und Pferdemärkte, und Gleiwitzer Jahr- und Wochenmärkte bieten noch heut durch die bunten Trachten der Landleute, Buden und Zelte mit ihren mannigfachen Waren bunte malerische und kulturell fesselnde Bilder.

Trotz der überwiegend materiellen, geschäftlichen Ziele hat Gleiwitz seine ideellen Aufgaben nie vergessen. Schon 1534 erwähnt das Arbar der Stadt einen Schulmeister und bald darauf einen Rektor; 1816 wurde ein Gymnasium eröffnet, aus dem eine stattliche Reihe namhafter Männer hervorging. Im Wettstreit mit dem Gymnasium erfreute sich eines sehr guten Besuches die 1869 gegründete Gewerbeschule wie eine gewerbliche Fortbildungsschule zur Ausbildung der jungen Industrie- und Metallarbeiter. Von hoher kultureller Bedeutung ist auch das Oberschlesische Heimatmuseum in Gleiwitz, das Zuweisungen aus über 400 Orten erhielt: wertvolle Proben von oberschlesischen Landeskultur- und Industrieerzeugnissen. Gleiwitz ist eine Streberin unter ihren Schwestern; in seinen Adern glüht Sehnen nach der Großstadtwürde, nach der Herrschaft in Oberschlesien; es hebt sich! Neben alten großen und kleinen Gebäuden erscheinen neue, stattliche Neubauten großzügiger Art ragen hier und da empor, und doch kann es den Forderungen der Zeit nicht nachkommen; die Einwohnerzahl ist nach dem Kriege von 60 000 auf 80 000 gestiegen. Große Aufgaben stehen dem Eingangstor zum oberschlesischen Wunderdreieck noch bevor; möge es auch ein Festungstor des Deutschtums, ein Schutz- und Ausfallstorwerk werden!

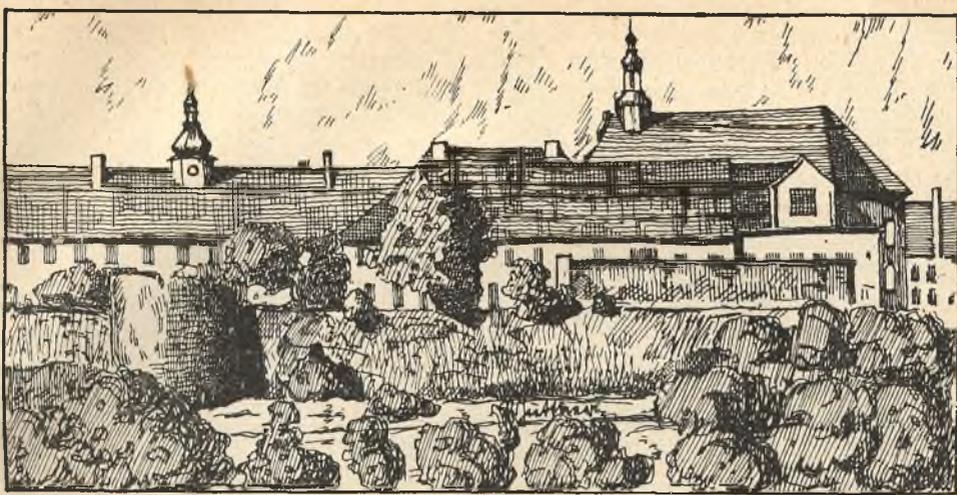
---

### Schatten.

Wenn uns're Seele zu bewußtem Wissen  
Aus Traumestiefen zögernd nieder-  
ißt's oft, als sei der neue Tag beschwert [geht,  
Von hangen, ungeklärten Finsternissen.  
Denn jede Schuld, die wir vergessen hatten,  
Und jeder Schmerz, der unser Leben traf,

Irma Erben-Sedlaczek.

Was immer uns're Qual ist, aus dem Schlaf  
Ersteht's mit uns und geht als Schatten.  
So selten nur, daß einer freude Segen  
Zugleich mit uns zum jungen Licht erwacht  
Und über unsern grauen Alltagswegen  
Das warme Leuchten ihrer Sonne lacht!  
Aus „Reisendes Land“.



Leobschütz, Altes Gymnasium

April		Sonnen-		Mond-		Notizen
		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufa. u. M.	Untg. u. M.	
Mittwoch	1	5 38	6 32	10 21	1 49	☾
Donnerstag	2	5 35	6 33	11 13	2 35	
Freitag	3	5 33	6 35	12 11	3 15	
Sonnabend	4	5 31	6 37	1 14	3 49	
Sonntag	5	5 28	6 38	2 21	4 18	6. Palmareum
Montag	6	5 26	6 40	3 30	4 43	
Dienstag	7	5 24	6 42	4 42	5 7	☉
Mittwoch	8	5 21	6 44	5 56	5 29	
Donnerstag	9	5 19	6 45	7 12	5 52	
Freitag	10	5 17	6 47	8 30	6 15	
Sonnabend	11	5 15	6 49	9 49	6 42	
Sonntag	12	5 12	6 51	11 5	7 15	Ostersonntag
Montag	13	5 10	6 52	—	7 54	
Dienstag	14	5 8	6 54	12 17	8 52	☾
Mittwoch	15	5 6	6 56	1 20	9 41	
Donnerstag	16	5 3	6 58	2 12	10 48	
Freitag	17	5 1	6 59	2 55	12 1	
Sonnabend	18	4 59	7 1	3 30	1 17	
Sonntag	19	4 57	7 3	3 58	2 34	
Montag	20	4 55	7 5	4 23	3 50	
Dienstag	21	4 53	7 6	4 46	5 4	
Mittwoch	22	4 50	7 8	5 8	6 17	
Donnerstag	23	4 48	7 10	5 30	7 28	
Freitag	24	4 46	7 11	5 54	8 38	
Sonnabend	25	4 44	7 13	6 21	9 44	
Sonntag	26	4 42	7 15	6 52	10 46	2. Mis. Dom.
Montag	27	4 40	7 17	7 29	11 42	
Dienstag	28	4 38	7 18	8 12	—	
Mittwoch	29	4 36	7 20	9 1	12 31	
Donnerstag	30	4 34	7 22	9 57	1 13	

## Leobschütz,

in alten Urkunden Glubicich, Glubschicz, Lübschütz genannt, ist um 1100 an der Zinna als feste Stadt mit Graben, Wall und Mauern angelegt worden und hatte drei Tore, die in den unregelmäßigen Rundling führten. 1570 überragten die Mauern, Tortürme und die Bürgerhäuser das Rathaus mit seinem 66 m hohen Turme, das Kloster und die Pfarrkirche; letztere, ein alter gotischer Bau, erhielt erst vor dem Kriege den zweiten ihrer schöngeformten Türme, verlor aber eine 37 Zentner schwere Glocke. Die ehemaligen Wälle und Gräben wurden 1850, wie ein schlichtes Denkmal sagt, unter Leitung von Dr. Lauffer in Gärten und Baumwege umgewandelt.

Das jetzige Rathaus ist 1870 errichtet, der 1570 errichtete schöne Turm aber nur erneuert; es ist ein stattlicher, den Ring beherrschender, gotischer Bau mit formenreichen Treppengiebeln, Erkern und Balkonen und spiegelt in seiner Pracht den Reichtum der Stadt und des Kreises. Einer reichen, aber kranken Bürgerin verdankt die 1738 von York geschaffene Mariensäule aus weißem Marmor ihr Dasein. Mariens Fuß zertritt auf einer Erdkugel einer Schlange den Kopf; den Sockel schmücken die Gestalten des hl. Sebastian, Egidius und Rochus. 1908 erhielt die Stadt das schöne, von Börmel-Berlin geformte Denkmal des Grafen Götz, der in den Befreiungskriegen eine Reitertruppe aufbrachte, welche der Stamm der Leobschützer Husaren wurde, die von 1819—1914 hier lagen. An einen großen Brand, der 1634 die halbe Stadt vernichtete, erinnert ein 1914 errichteter Floriansbrunnen mit dem Heiligen und Delphinen am Sockel, und an der St. Annakirche ist ein schönes Denkmal an die Helden des Weltkrieges angebaut.

Unser Bildchen zeigt das 1448 erbaute Franziskanerkloster, das 1751 bis 1902 einem Gymnasium als Heim diente, seit 1918 wieder von Franziskanern bewohnt wird. Seine schlichten Gebäude mit den vielen, gleichmäßig verteilten Fenstern, die einfache Hallenkirche mit dem kleinen Turme, der in dem Dachreiter ein Brüderchen hat, deuten auf den Zweck der Gebäude. Eine kräftige Mauer aus Feldsteinen mit einem halbrunden Wehrturme verrät, daß auch die Mönche wehrhafte Männer waren.

Leobschütz gehört übrigens zu den reichsten Städten Schlesiens; es hat einen 980 Hektar großen Stadtwald, der jährlich über 20 000 Mark Reinertrag abwirft und von Tausenden von Luftschnappern aufgesucht wird.

Bei der Abstimmung 1921 wurden im Leobschützer Kreise 65 128 deutsche und 256 polnische Stimmen abgegeben.

---

---

### Die Heilige.

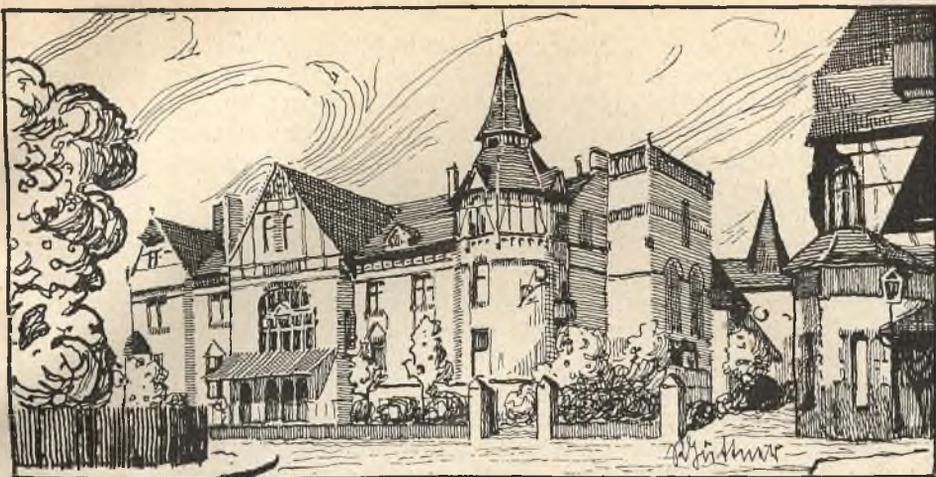
Artur Silbergleit.

Lehnt der Madonna Seele nicht in dir,  
Und öffnen sich dir nicht der Wolken Türen?  
Willst du mit deinem Blick mich nur berühren,  
Daß ich den Himmel ohne über mir?

Bist du bestimmt, du stiller Gottestraum  
Zu schweben über diese Erde?  
Hat dich der Herr zu meiner Huld erlost?

Schmilzt Du zur Güte meine Sinnengier?  
Weißt Du die Tiefen in mir aufzuspüren?  
Willst du, o Fürstin, deinen Diener führen  
Zur Demut, die ein Lesen im Brevier?

Sein schönster Engel küßte deinen Saum,  
Du erbest seine segnende Gebärde;  
Seitdem ist alles an dir Traum und Trost.



Hindenburg O.-S., Gaston der Donnersmardhütte

Mai		Sonnen-		Mond-		Notizen	
		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.		
Freitag	1	4 32	7 23	10 58	1 49	☾	
Sonnabend	2	4 30	7 25	12 2	2 20		
Sonntag	3	4 28	7 27	1 10	2 46	3. Jubilate	
Montag	4	4 26	7 24	2 20	3 10		
Dienstag	5	4 24	7 30	3 33	3 32		
Mittwoch	6	4 22	7 32	4 48	3 54		
Donnerstag	7	4 20	7 34	6 6	4 16		
Freitag	8	4 19	7 35	7 27	4 42		☉
Sonnabend	9	4 17	7 30	8 47	5 12		
Sonntag	10	4 15	7 38	10 4	5 48	4. Cantate	
Montag	11	4 13	7 40	11 13	6 34		
Dienstag	12	4 12	7 42	—	7 30		
Mittwoch	13	4 10	7 43	12 11	8 36		
Donnerstag	14	4 8	7 45	12 57	9 50		
Freitag	15	4 7	7 46	1 34	11 6		☾
Sonnabend	16	4 5	7 48	2 4	12 23		
Sonntag	17	4 4	7 49	2 30	1 38	5. Rogate	
Montag	18	4 2	7 51	2 52	2 52		
Dienstag	19	4 1	7 52	3 13	4 4		
Mittwoch	20	4 0	7 54	3 35	5 15		
Donnerstag	21	3 58	7 55	3 57	6 25		Christi Himmelfahrt
Freitag	22	3 57	7 57	4 22	7 32		☉
Sonnabend	23	3 56	7 58	4 51	8 35		
Sonntag	24	3 54	8 0	5 26	9 34	6. Gaudi	
Montag	25	3 53	8 1	6 6	10 27		
Dienstag	26	3 52	8 2	6 53	11 12		
Mittwoch	27	3 51	8 4	7 46	11 50		
Donnerstag	28	3 50	8 5	8 45	—		
Freitag	29	3 49	8 6	9 48	12 23		☾
Sonnabend	30	3 48	8 7	10 53	12 50		
Sonntag	31	3 47	8 9	12 1	1 13	Pfingstsonntag	

## Hindenburg,

das bis 1914 Zabrze, d. h. hinter dem Ufer hieß, teilt die Geschichte Beuthens, zu dessen Landkreise es bis 1873 gehörte. Seine Gründung geht bis 1305 zurück; es fristete aber ein dörflich-friedliches Dasein bis in neuere Zeit. 1783 hatte das Dorf Zabrze 300 Einwohner: 34 Bauern, Häusler, Gärtner und Müller; als es Stadt wurde, zählte es über 60 000 Einwohner. Begründet ist diese zuletzt rasche Entwicklung durch die 1750 geteufte Brandenburg-Grube und den 1798 begonnenen Tiefbau der Königin Luise-Grube, besonders aber durch die 1852 vom Grafen Henschel errichtete *Donnersmarchütte*. Zur Donnersmarchütte gehören eine Steinkohlengrube, eine Kokerei mit Teer-, Ammoniak- und Pechgewinnung, eine Hochofenanlage mit Schlackenziegelei, Eisengießereien und Kesselschmieden, die 500 Beamte und 9000 Arbeiter beschäftigen. Zur Hütte gehören 40 Beamten- und 200 Arbeiterhäuser. Wie ein Schloßbau erhebt sich an der Kronprinzenstraße das Arbeiter- und Beamtenkasino, während die Volksbücherei an einen großen römischen Tempel erinnert und 2000 Bücher besitzt. Ferner gehören zu dem Werke eine 7klassige Fortbildungsschule und eine Kleinkinderschule. Eine Turnhalle und eine Schwimmhalle sowie ein 300 Morgen großer Park dienen körperlicher Erholung und Stärkung — und trotzdem ist Hindenburg eine Hochburg der Kommunisten.

An der Glückauf-Straße im Vorort Zabrze entstanden die Kolonien *A. B. C.* und *Dorotheendorf*, und auf gräflich von Ballestrem'schen Besitz in *Ruda* 350 Häuser für 2000 Arbeiter und allerlei Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten, sogar ein Witwen- und Altjüngfernheim wird unterhalten.

1921 stimmten in Hindenburg 45 222 deutsch und 43 282 polnisch.

---

### Sied der Mädchen.

Alfred Hain.

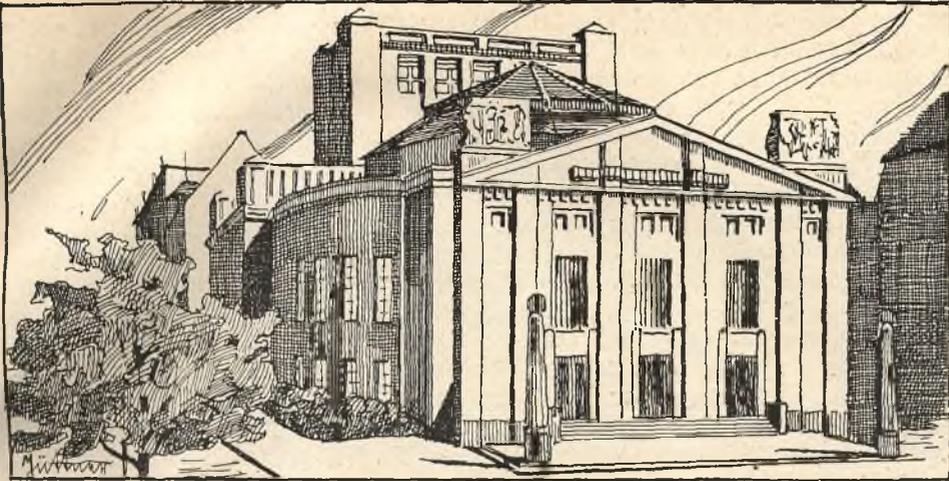
Ihr harten Männer, ihr kämpft immerzu  
Um nichts, um nichts, denn alles ist nichts,  
Was nicht Liebe sintt. O das Leben rinnt  
So schnell, entbehrend des Lichts und der Ruh.

Ihr harten Männer, nun wollt ihr auch,  
Daß wir uns vor die Karr'n und Maschinen spannen.  
Auch der Hauch unserer Füße springt und zerfließt!  
Unsere Brüste wellen.

Was liegt daran, daß wir den elektrischen Geist  
Der Welt auch bannen unter stählernen Hallen  
Und Eisengehäßen. — Die Liebe bannt!  
Ermannt euch, verhofft in geistiger Nährkraft  
Und hebt die faußerzfließenden Hände.

Lilien laßt werden die roten und rissigen Hände der Erden.  
Licht, Licht ströme von ihnen!  
Herzen seien Herzen, nicht wilde Turbinen!  
Kommt hinaus in den leuchtenden Wald!  
Einmal nur seht!

(Aus *Sindensrieden*.)



Kattowich, Stadttheater

Juni		Sonnen-		Mond		Notizen		
		Zufg. U. M.	Untg. U. M.	Zufg. U. M.	Untg. U. M.			
Montag	1	<b>Pfingstmontag</b>		3 46	8 10	1 11	1 35	
Dienstag	2	3 45	8 11	2 24	1 57			
Mittwoch	3	3 44	8 12	3 39	2 18			
Donnerstag	4	3 43	8 13	4 58	2 41			
Freitag	5	3 43	8 14	6 19	3 8			
Sonnabend	6	3 42	8 15	7 39	3 41			☉
Sonntag	7	<b>Trinitatis</b>		3 42	8 16	8 55	4 22	
Montag	8	3 41	8 17	10 1	5 15			
Dienstag	9	3 40	8 18	10 54	6 19			
Mittwoch	10	3 40	8 19	11 36	7 32			
Donnerstag	11	<b>Fronleichnam</b>		3 39	8 19	—	8 51	
Freitag	12	3 39	8 20	12 9	10 10			
Sonnabend	13	3 39	8 21	12 36	11 27			☾
Sonntag	14	<b>1. nach Trinitatis</b>		3 39	8 21	12 59	12 42	
Montag	15	3 39	8 22	1 21	1 54			
Dienstag	16	3 39	8 22	1 42	3 5			
Mittwoch	17	3 39	8 23	2 4	4 15			
Donnerstag	18	3 39	8 23	2 27	5 23			
Freitag	19	3 39	8 23	2 54	6 28			
Sonnabend	20	3 39	8 24	3 26	7 28			
Sonntag	21	<b>2. nach Trinitatis</b>		3 39	8 24	4 4	8 23	☉
Montag	22	3 39	8 24	4 48	9 11			
Dienstag	23	3 39	8 24	5 39	9 51			
Mittwoch	24	3 40	8 24	6 36	10 25			
Donnerstag	25	3 40	8 24	7 37	10 54			
Freitag	26	3 40	8 24	8 41	11 19			
Sonnabend	27	3 41	8 24	9 47	11 41			
Sonntag	28	<b>3. nach Trinitatis</b>		3 41	8 24	10 55	—	
Montag	29	<b>Peter und Paul</b>		3 42	8 24	12 5	12 2	☾
Dienstag	30	3 42	8 24	1 17	12 22			

## Kattowitz

war bis 1867 noch ein Dorf, allerdings schon mit beträchtlichen Merkzeichen einer Stadt. Der Ring hatte bereits stattliche Gebäude, u. a. Welts Hotel, eine stets besuchte Konditorei, eine Buchhandlung, einen berühmten Arzt und einen Juwelierladen. Das Viertel am Bahnhofe entwickelte sich naturgemäß am schnellsten; großstädtisches Gepräge zeigte von vornherein die Grundmann-Straße; vom Ringe führten drei mit hohen Pappeln besetzte Hauptstraßen, östlich nach Zawodze, südlich nach Bogutschütz und westlich nach Zalendze, wo hohe Schloten, rauchende Halben und lehmgelbe Teiche die Industrie markierten.

Gegenwärtig beherrscht das Stadttheater mit seiner prächtigen, durch hohe Pfeiler gegliederten und mit flachem Giebelbreitend geschmückten Stirnseite den Markt; die schöne bedeutame Aufschrift „Deutschem Wort und deutscher Art“ haben die Polen eiligst weggemeißelt. Nun, die leere Fläche möge mahnen: Deutsche sorgt, daß die deutsche Aufschrift wieder ihren Platz findet! Kattowitz war, obwohl der russisch-polnischen Grenze so nahe gelegen, und obwohl man auf den Straßen und Plätzen, in Bier- und Schnapsstuben allerlei Zungen hörte, eine gut deutsche Stadt. Bei der Abstimmung 1921 wurden in Kattowitz Stadt und Land 75 671 deutsche und 69 964 polnische Stimmen abgegeben. Der Wilhelmplatz ist ohne Wilhelm: Also! —

Der Floraplatz, mit Akazien und wohlriechenden Weiden bepflanzt, ist wohl der schönste der Stadt; der Stolz der Kattowitzer aber ist ihr Südpark mit seinen schönen Bäumen, Büschen, Blumen und Rasenplätzen und mannigfach gewundenen Wegen. Leider ist auch diese, von deutschem Geist und mit deutschem Fleiß geschaffene Anlage in Kosciusztoparek umgetauft worden; die schöne Grundmannstraße heißt ulica Sienkiewiczza, die Friedrichstraße ulica Warszawska, die Schillerstraße ulica Slowackiego, die Holteiststraße ulica Wojwodzka, der Blücherplatz plac Miarki.

---

---

## Wanderndes Volk.

Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

Die Freizügigkeit ist ein Ventil, sie ist heutzutage eine Notwendigkeit und deshalb müssen wir damit rechnen. Die Leute wollen das patriarchalische Verhältnis, wie es früher war, gar nicht mehr. Sie wollen nicht mehr, daß der Herr für sie denkt und bestimmt. . . — Wenn unser Stand mal vor die Hunde geht, so ist es ein Jammer, denn viel Gutes, Edles und Lebensfähiges geht damit für die Allgemeinheit verloren. Es gibt nur eine Hilfe für uns, und das ist: stramme Arbeit. Solange wir es für anständiger halten, Geld auszugeben als Geld zu verdienen, solange haben wir unsere Zeit nicht begriffen und laufen Gefahr, unter die Räder zu kommen. . . — Das Heimatgefühl zu geben und zu pflegen, das ist Frauensache in unserer wanderlustigen Zeit, in der Erwerb und Beruf sich an keine Grenzen mehr binden. Vielleicht liegt dem Wandertrieb der Massen doch nicht bloß eine Magenfrage, sondern auch ein gewisser Bildungstrieb zugrunde.



Lublin, Burg

Juli		Sonnen-		Mond-		Notizen
		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	
Mittwoch	1	3 43	8 24	2 32	12 44	
Donnerstag	2	3 44	8 23	3 50	1 8	
Freitag	3	3 44	8 23	5 10	1 36	
Sonnabend	4	3 45	8 22	6 28	2 12	
Sonntag	5	3 46	8 22	7 40	2 58	4. nach Trinitatis
Montag	6	3 47	8 21	8 41	3 56	☉
Dienstag	7	3 48	8 21	9 30	5 7	
Mittwoch	8	3 49	8 20	10 8	6 26	
Donnerstag	9	3 50	8 20	10 39	7 48	
Freitag	10	3 51	8 19	11 4	9 9	
Sonnabend	11	3 52	8 18	11 27	10 27	
Sonntag	12	3 53	8 17	11 48	11 42	5. nach Trinitatis ☾
Montag	13	3 54	8 16	—	12 55	
Dienstag	14	3 55	8 15	12 10	2 6	
Mittwoch	15	3 56	8 14	12 33	3 14	
Donnerstag	16	3 58	8 13	12 59	4 19	
Freitag	17	3 59	8 12	1 28	5 21	
Sonnabend	18	4 0	8 11	2 4	6 18	
Sonntag	19	4 2	8 10	2 46	7 8	6. nach Trinitatis ☉
Montag	20	4 3	8 8	3 34	7 51	
Dienstag	21	4 4	8 7	4 29	8 28	
Mittwoch	22	4 6	8 6	5 29	8 58	
Donnerstag	23	4 7	8 4	6 32	9 24	
Freitag	24	4 8	8 3	7 38	9 47	
Sonnabend	25	4 10	8 2	8 45	10 8	
Sonntag	26	4 11	8 0	9 53	10 28	7. nach Trinitatis ☾
Montag	27	4 13	7 59	11 3	10 48	
Dienstag	28	4 14	7 57	12 15	11 10	
Mittwoch	29	4 16	7 56	1 30	11 36	
Donnerstag	30	4 17	7 54	2 46	—	
Freitag	31	4 19	7 52	4 2	12 7	

## Lublinitz,

um 1300 im wald- und wasserreichsten Teile Oberschlesiens von deutschen Ansiedlern gegründet, war Jahrhunderte hindurch Mittelpunkt einer ausgedehnten Forst- und Feldwirtschaft. Letztere ist zumeist wegen kalten, wenig fruchtbaren Sandbodens nicht ergiebig; der jährliche Reinertrag von etwa 6 Mark auf den Hektar ist der niedrigste in ganz Oberschlesien. Die Ortschaften haben sich demgemäß wenig entwickelt, und Lublinitz, Guttentag und Wojschnitz sind Kleinstädte geblieben. Lublinitz mit einem Grundbesitz von 2200 Hektaren und 290 Wohnhäusern hat rund 3700 Einwohner, 536 deutsch-evangelische, 1539 deutsch-katholische, 530 polnisch-katholische, 830 anders Gläubige und 220 Juden. Durch den Uebergang an Polen werden sich diese Zahlen zweifellos zu Ungunsten der Deutschen recht bald stark verschieben. 1921 stimmten im Kreise Lublinitz 15 478 deutsch und 13 675 polnisch.

Der Kern der Stadt Lublinitz war eine 1272 von Herzog Wladislaus von Oppeln erbaute Kapelle für einen Probst und vier Vikare, und 1335 wird schon die Kirche St. Nicolai erwähnt, deren ältester Teil der dreiseitige Chorschluss ist. Die um 1780 vorgenommenen Erneuerungen des Langhauses und des Turmes, der unten vier-, oben achteckig und mit einem schöngeformten, durchbrochenen Helme gekrönt ist, zeigen barocke Formen; auch der kleine Dachreiter mit dem Abglocklein ist offen. Kirche und Pfarrhaus, letzteres ein schmucker Bau, an dem der Getreide- und Flachsmärkte wegen großen viereckigen Ringe geben ein malerisches Bildchen.

Die evangelische Kirche ist eine sog. Pfönnigkirche, d. h. sie ist durch Sammlungen kleinster Beiträge errichtet und ein Denkmal von Glaubensstreue und Opferfreude, denn auch Katholiken haben Beiträge gespendet. Leider ist die Kirche durch Zuteilung des Kreises an Polen der protestantischen Bevölkerung verloren; Gemeinden, die hier eingepfarrt waren, müssen nun viele Kilometer weit nach Kreuzburg gehen. Schönen Opferinn bekunden auch zwei Stiftungen mit Altersheimen und eine große Provinzial-Irrenanstalt.

---

---

### Aus einer kleinen Stadt.

Gustav Freytag.

Der Sturmwind fegt viel Spreu von der Tenne. Es ist die Zeit, wo alte Throne in den Trödelnaden kommen. . .

Der Krieg ist der Zweikampf der Völker, der als das geringere Leiden an die Stelle getreten ist einer großen Selbsthilfe der Einzelnen, welche unablässig zerstört. . .

Wenn die Spinnweben weiß über den Feldern hängen, darf man auf einen guten Herbst hoffen; die einen weben Glück, und die andern verkünden Unglück. Mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und nur ein schlechter Kerl freut sich über das Unglück seiner Heimat. . .

Das große Unglück hat viel Schwäche und Mutlosigkeit zutage gebracht, aber im Heer und im Volke auch viele Treue und dauerhafte Kraft.



### Oberglogau

August		Sonnen-		Mond-		Notizen
		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	
Sonnabend	1	4 20	7 51	5 17	12 46	
Sonntag	2	<b>8. nach Trinitatis</b>				
Montag	3	4 22	7 49	6 23	1 37	
Dienstag	4	4 24	7 47	7 18	2 40	
Mittwoch	5	4 25	7 46	8 1	3 55	
Donnerstag	6	4 27	7 44	8 36	5 17	
Freitag	7	4 28	7 42	9 5	6 41	
Sonnabend	8	4 30	7 40	9 29	8 3	
Sonnabend	8	4 32	7 38	9 52	9 23	
Sonntag	9	<b>9. nach Trinitatis</b>				
Montag	10	4 33	7 36	10 14	10 39	
Dienstag	11	4 35	7 34	10 37	11 52	
Mittwoch	12	4 36	7 32	11 2	1 3	
Donnerstag	13	4 38	7 30	11 30	2 10	
Freitag	14	4 40	7 28	—	3 14	
Sonnabend	15	4 41	7 26	12 4	4 18	
Sonnabend	15	<b>Mariä Himmelfahrt</b>				
Sonnabend	15	4 43	7 24	12 44	5 5	
Sonntag	16	<b>10. nach Trinitatis</b>				
Montag	17	4 45	7 22	1 30	5 51	
Dienstag	18	4 46	7 20	2 23	6 29	
Mittwoch	19	4 48	7 18	3 22	7 1	
Donnerstag	20	4 50	7 16	4 24	7 29	
Freitag	21	4 51	7 14	5 30	7 52	
Sonnabend	22	4 53	7 12	6 37	8 14	
Sonnabend	22	4 55	7 10	7 45	8 34	
Sonntag	23	<b>11. nach Trinitatis</b>				
Montag	24	4 56	7 8	8 54	8 54	
Dienstag	25	4 58	7 5	10 5	9 15	
Mittwoch	26	5 0	7 3	11 18	9 39	
Donnerstag	27	5 1	7 1	12 32	10 7	
Freitag	28	5 3	6 59	1 46	10 41	
Sonnabend	29	5 5	6 57	2 59	11 25	
Sonnabend	29	5 6	6 54	4 7	—	
Sonntag	30	<b>12. nach Trinitatis</b>				
Montag	31	5 8	6 52	5 5	12 21	
Montag	31	5 10	6 50	5 53	1 29	

## Oberglogau.

So schön das Fernbild Oberglogaus mit seinen Türmen von verschiedenen Punkten aus gesehen ist, so schlicht und bescheiden ist das Städtchen. Die Kirchen wie das Rathhaus mit ihren schön geformten Zwiebeltürmen, ein Teil der alten Stadtmauer mit einem wichtigen Wehrturme und dann besonders das Schloß im Grün der Park- und Obstbäume haben malerische Reize. Schon 1283 war Oberglogau *Refidenz* des Herzogs Bolko von Oppeln, gehörte dann zu Böhmen, bis es 1532 Markgraf Georg von Brandenburg als Pfandgut erhielt, der einen Freiherrn *Johann von Oppersdorf* als Landeshauptmann bestellte und es diesem 1562 als Eigentum überließ.

Von fruchtbaren Feldern umgeben, hat sich Oberglogau in stiller Genügsamkeit und Geruchsamkeit erhalten; auch das 1802 hier errichtete Lehrerseminar und die 1876 erbaute Eisenbahn von Kosel nach Neustadt haben keine größere Entwicklung gebracht. Die Stadt hat etwa 600 Wohnhäuser mit rund 7000 Einwohnern, unter denen nur 300 Protestanten und 90 Juden sind.

Der katholischen *Pfarrkirche* älteste Teile sind 1370 als schlichter Backsteinbau mit zwei wichtigen Westtürmen und hohem Satteldach errichtet. Die später erbaute *Oppersdorfsche Kapelle* besitzt ein schönes Netzgewölbe auf Konsolen mit Tier- und Menschenköpfen. Knieende Gestalten zeigen die Eltern des Grafen *Johann Georg*, geschützt durch ein schönes schmiedeeisernes Gitter.

Den quadratischen Turm der *Curatalkirche* schmückt eine weitbauchige Turmhaube, und die Kapelle enthält Propheten und Sybillen in flotter Malerei. Döstlich der *Pfarrkirche* ragt die *Klosterkirche* mit ihrem Fachwerkbau und kleinen Türmchen auf steilem Ziegeldach empor. Das *Schloß* hat schöne große Säle mit altem Seidenbehang, eine stimmungsvolle Kapelle und eine umfangreiche Bibliothek; das Schönste und auch für die Bürger Wertvollste ist der 50 Morgen große Park. Das schmucke *Rathaus*, eine Zierde Oberglogaus, liegt in der Mitte des Marktplazes und zeigt in allen Teilen im Aufbau und Schmuck reiche Formen deutscher Renaissance. Stolz ragt der hohe achtsseitige Turm mit seinem offenen Helme über die Stadt.

---

### Heimattreue.

Alfred Nowinski.

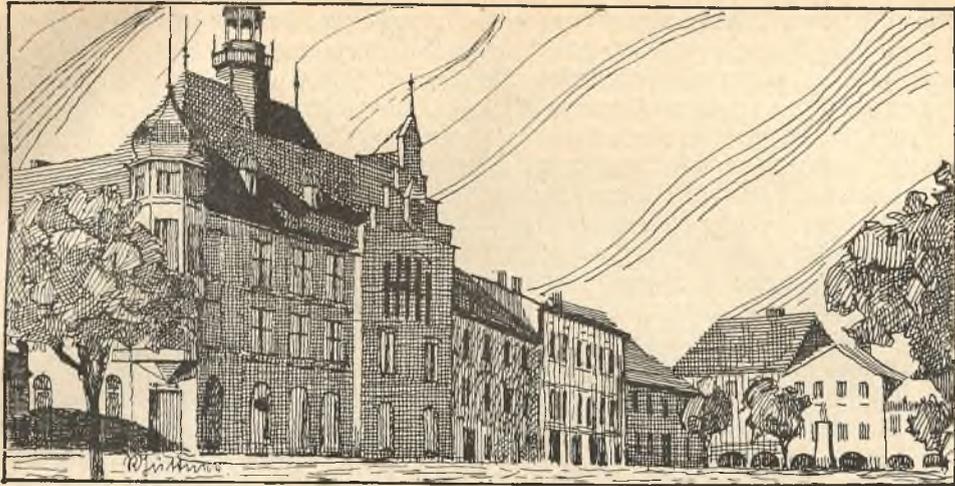
Heimattreue ist das Tiefste,  
Was wir in dem Herzen tragen,  
Tiefer als die Luft der Erde,  
Tiefer als der Erde Klagen.

Heimattreue ist das Hellste,  
Was im Auge uns erfunkelt,  
Ist so hell, daß es kein Wetter,  
Noch so schwarz, je überdunkelt.

Heimattreue ist das Reichste,  
Was in einem Volk kann leben,  
Heimattreue überdauert  
Alles Gold und eitle Streben.

Oberschlesien! Heimaterde!  
Millionen Beter stehen  
Fest auf deinem heil'gen Boden,  
Fest in allen Schicksalswehen.

Hebt die Herzen, hebt die Hände:  
„Hilf, o Gott, daß sich erneue,  
Wie der Lenz im Zeitentreise  
Deutschen Volkes Heimattreue!“



Carnowitz, Rathaus mit Lauben

September		Sonnen-		Mond-		Notizen
		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	
Dienstag	1	5 11	6 47	6 31	2 47	
Mittwoch	2	5 13	6 45	7 2	4 9	☾
Donnerstag	3	5 15	6 43	7 28	5 33	
Freitag	4	5 16	6 40	7 52	6 55	
Sonnabend	5	5 18	6 38	8 15	8 15	
Sonntag	6	5 20	6 36	8 38	9 32	13. n. Tr. — Schutzengelfest
Montag	7	5 21	6 34	9 2	10 46	
Dienstag	8	5 23	6 31	9 30	11 56	
Mittwoch	9	5 25	6 29	10 2	1 3	
Donnerstag	10	5 26	6 27	10 40	2 5	☾
Freitag	11	5 28	6 24	11 24	3 0	
Sonnabend	12	5 30	6 22	—	3 48	
Sonntag	13	5 31	6 20	12 15	4 29	14. n. Tr. — Mariä Namensf.
Montag	14	5 33	6 17	1 12	5 3	
Dienstag	15	5 35	6 15	2 14	5 32	
Mittwoch	16	5 36	6 12	3 19	5 57	
Donnerstag	17	5 38	6 10	4 26	6 19	
Freitag	18	5 40	6 8	5 34	6 39	☾
Sonnabend	19	5 41	6 5	6 44	6 59	
Sonntag	20	5 43	6 3	7 56	7 20	15. nach Trinitatis
Montag	21	5 45	6 1	9 9	7 43	
Dienstag	22	5 46	5 58	10 23	8 9	
Mittwoch	23	5 48	5 56	11 38	8 41	
Donnerstag	24	5 50	5 53	12 50	9 21	
Freitag	25	5 52	5 51	1 58	10 11	☾
Sonnabend	26	5 53	5 49	2 58	11 13	
Sonntag	27	5 55	5 46	3 48	—	16. nach Trinitatis
Montag	28	5 57	5 44	4 28	12 25	
Dienstag	29	5 58	5 42	5 1	1 44	
Mittwoch	30	6 0	5 39	5 28	3 5	

## Tarnowitz,

um 1520 vom Markgrafen Georg von Hohenzollern, der auf etwa 350 Meter hohem Hügelgelände vorhandenen Blei- und Silbererzanlagen wegen, gegründet und mit der ersten oberschlesischen Bergfreiheit sowie der ersten Bergordnung bedacht, ist der zerstreut liegenden Erzlager wegen auffallend unregelmäßig angelegt. 1621 erhielt Freiherr Lazarus Henkel von Donnersmard vom Kaiser Ferdinand II. die Herrschaft Beuthen mit Tarnowitz für 330 000 geliebene Floren und erbaute die Schlösser Ratko und Neudeck bei Tarnowitz mit schönen großen Parks, die jetzt dem Besuche freigegeben sind. König Friedrich dem Großen dankten die Friedrichsgrube und die Friedrichshütte ihre Gründung; 1788 wurde hier auch eine aus England bezogene Dampfmaschine aufgestellt, die erste in Deutschland, um das Grubenwasser zu heben: ein Ereignis, welches Goethe bewegte, Tarnowitz aufzusuchen und der auch 1790 hier in das Knappschaftsbuch die zweideutigen Worte: „Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reiches“ usw. schrieb.

Bilder aus jener Zeit zeigen Tarnowitz als kleines Städtchen mit kaum fünfzig Häusern um den geräumigen Markt, mit winkligen und krummen Straßen und Bretterzäunen; etliche Bauten am Markt aus jener Zeit fesseln aber, ein- und zweistöckige Häuser mit altertümlichen Marktklauben, die fünfzehn Joche aufweisen, deren Pfeiler steinerne Bänke haben und deren Kreuzgewölbe flach aber wuchtig sind; dann zwei Gasthöfe: „Sechs Linden“ und „Zur Bergfreiheit“ sowie das Haus mit Sedlaczeks alter, berühmter Weinhandlung, in welchem 1696 Kurfürst Friedrich August von Sachsen auf seiner Krönungsreise nach Warschau wohnte; es hat einen Flur und einige Stuben mit Kreuz- und Netzgewölben. Vornehm erhebt sich am Markte auch das stattliche, neue Rathaus, ein Ziegelbau mit Sandsteinfassungen und vornehmen Formen. Im Erdgeschoß liegen, den alten Bürgerhäusern entsprechend, hohe, lichte Marktklauben, in den oberen Geschossen fesselt schlichte, aber edle Renaissance, die durch ein Ecktürmchen und einen schönen Treppengiebel belebt ist und durch ein steiles Ziegeldach mit achtseitigem, durchbrochenem Turme als Dachreiter geschlossen wird.

Vor dem Kriege hatte Tarnowitz 15 600 Einwohner, eine Bergschule, ein Realgymnasium, Lyceum, Lehrerseminar, eine Präparandenanstalt und war Sitz des Oberschlesischen Knappschaftsvereins, dem 85 Werke mit 255 Beamten und 400 000 Mitgliedern angehörten, 39 eigene Krankenhäuser besaß und 28 000 Witwen und Waisen sowie 150 000 Erkrankten Hilfe bot. Leider sind die kulturellen deutschen Schöpfungen jetzt durch die Polen vernichtet, wie die Ehrendenkmäler des Markgrafen Georg, des Freiherrn von Stein und Kaiser Wilhelms des Großen. Hoffentlich erlangt aber der Schwarze Abler des Stadtwappens über den Hammer und Schlägel recht bald wieder seine ehemalige Macht.

---

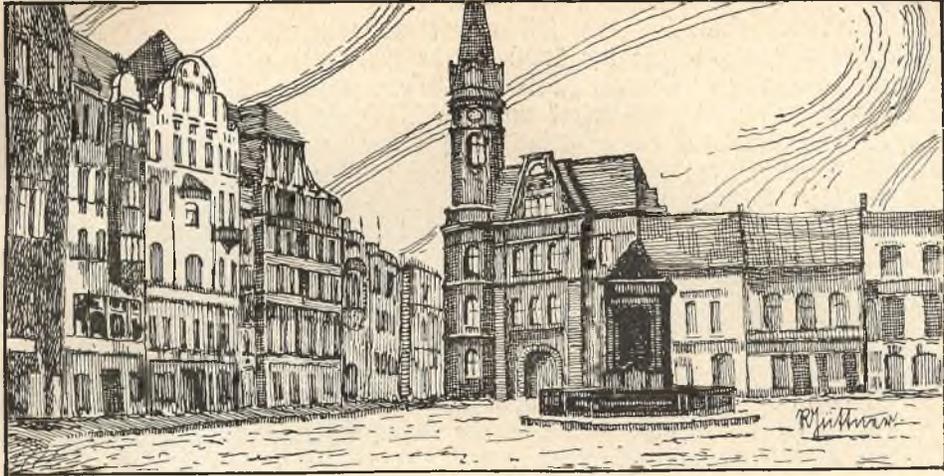
---

### Herbststimmung.

Paul Grabowski.

Das ist die Zeit des Blätterfalls,  
Des großen tiefen Schweigens . . .  
Die Wälder, müd des Vogelschalls,  
Des wonnensel'gen Reigens,  
Sie schütteln trüb die fahlen Locken . .  
Es gehen Schauer todesbang,  
Es weht ein fremder, scheuer Klang  
Durchs Wipfelmeer — wie Sterbeglocken,

Am Wegsaum dürre Stauden stehn,  
Gestreift vom herben Hauche;  
Die bronzefarbenen Blätter wehn  
Vom dorn'gen Brombeerstrauche . . .  
All' meine bunten Sommerträume,  
Sie flattern nach ins Schattenreich  
Und irren, müden Vögeln gleich,  
Durch weite sonnenlose Räume.



Reuthen, Rathaus

Oktober		Sonnen-		Mond-		Notizen	
		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.		
Donnerstag	1	6 2	5 37	5 52	4 27		
Freitag	2	6 3	5 35	6 15	5 48	☉	
Sonnabend	3	6 5	5 32	6 38	7 7		
Sonntag	4	17. n. Tr. — Rosenkranz.		6 7	5 30	7 2	8 23
Montag	5	6 8	5 28	7 29	9 37		
Dienstag	6	6 10	5 25	7 59	10 48		
Mittwoch	7	6 12	5 23	8 34	11 53		
Donnerstag	8	6 14	5 21	9 16	12 52		
Freitag	9	6 15	5 18	10 5	1 44	☾	
Sonnabend	10	6 17	5 16	11 0	2 28		
Sonntag	11	18. nach Trinitatis		6 19	5 14	12 0	3 4
Montag	12	6 21	5 11	—	3 34		
Dienstag	13	6 23	5 9	1 4	4 0		
Mittwoch	14	6 24	5 7	2 11	4 23		
Donnerstag	15	6 26	5 5	3 19	4 44		
Freitag	16	6 28	5 2	4 29	5 4		
Sonnabend	17	6 30	5 0	5 41	5 24	☉	
Sonntag	18	19. n. Tr. — Kirchweih.		6 32	4 58	6 55	5 46
Montag	19	6 33	4 56	8 10	6 11		
Dienstag	20	6 35	4 54	9 27	6 41		
Mittwoch	21	6 37	4 52	10 42	7 19		
Donnerstag	22	6 39	4 50	11 53	8 6		
Freitag	23	6 41	4 48	12 56	9 4		
Sonnabend	24	6 42	4 45	1 48	10 12	☾	
Sonntag	25	20. nach Trinitatis		6 44	4 43	2 30	11 28
Montag	26	6 46	4 41	3 4	—		
Dienstag	27	6 48	4 39	3 32	12 47		
Mittwoch	28	6 50	4 37	3 56	2 7		
Donnerstag	29	6 52	4 35	4 18	3 26		
Freitag	30	6 54	4 33	4 40	4 44		
Sonnabend	31	6 55	4 31	5 2	6 1	☉	

## Beuthen,

nächst Tarnowitz und Gleiwitz die älteste Stadt im oberschlesischen Berg- und Hüttenbezirke, zeitweilig auch mit einem herzoglichen „Haus“ Residenz piastischer Herzöge, wurde um 1250 mit deutschen Bergleuten besiedelt, da der Boden silberhaltige Bleierze, Zink- und Eisenerze barg. 1369 erhielt es eine Stadtmauer aus Blockwerk und um 1500 riefen der Herzog Hans von Oppeln und Markgraf Georg fränkische Arbeiter und Beamte und gaben ihnen urkundlich verbrieft Bergfreiheit. Um diese Zeit hatte Beuthen 170 Wohnhäuser, Bierbrauereien und einen „Schulgessellen“. Die Mongolen, der schwarze Tod, Kriege, Brände und Missernten und der Einfall polnischer Horden 1806 kosteten die Stadt große Opfer.

Hatte Beuthen ferner um 1820 noch einen Ententümpel und um 1870 eine größere Zahl von Holzhäusern mit Schindeldach, so brachte die Zeit danach einen riesigen Umschwung. Das alte Bito mit Schmutz und Staub auf den Straßen, der durch Erz- und Kohlenfahren oft zu schwarzem Brei wurde, wurde ein Beuthen, dessen Hauptstraße, die Krakauer Straße, quer über den Ring zum Boulevard führt. Beuthen ist eine alte Industriestadt und hat deshalb alte krumme und neue schöne Straßen mit Wohn-, Geschäfts-, Bier- und Kaffeehäusern. Mitten auf dem Markte steht das Kriegerdenkmal mit einem von Kalide geformten und in Gleiwitz in Eisen gegossenen ruhenden Löwen. Nicht fern von dem stattlichen neuen Rathaus steht die 1253 erwähnte, 1617 neu errichtete Marienkirche mit großem Doppelportal aus Kalkstein und einem kleineren Nordportal mit alten Heiligen-Gestalten: St. Johannes und St. Florian. Die schon 1293 bezeugte Minoritenkirche aus Kalk- und Sandstein, mit guter räumlicher Wirkung im Innern wurde 1783 umgebaut und 1810 den Evangelischen überlassen. Beuthens Schmuckstück neuester Zeit ist ein prächtiges Reiterbild Friedrichs des Großen vor dem stattlichen Neubau des Realgymnasiums. Bei der Abstimmung brachten Beuthen Stadt und Land 73 531 deutsche und 73 055 polnische Stimmen auf.

---

---

### frisches Hoffen.

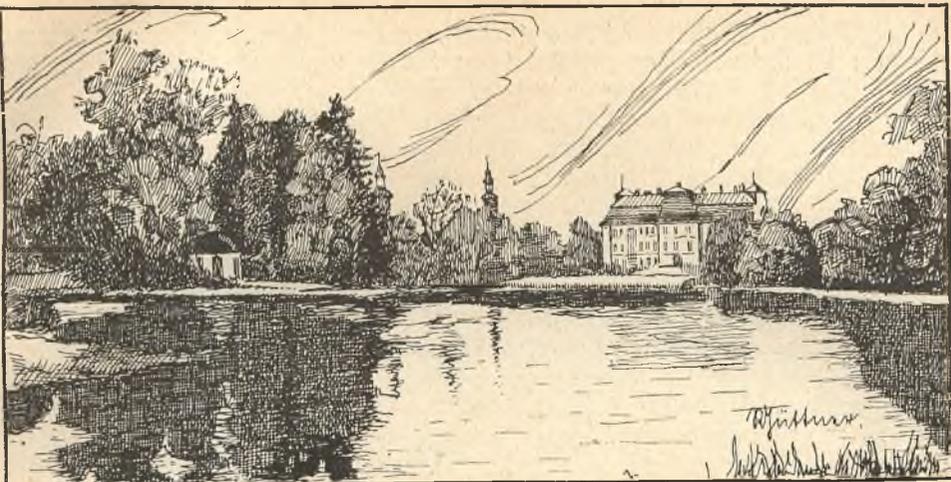
Friedrich v. Caelat.

Durch die Wälder streif ich munter,  
Wenn der Wind die Stämme rüttelt  
Und mit Rascheln bunt und bunter  
Blatt auf Blatt herunterschüttelt.

Denn es träumt bei solchem Klange  
Sich gar schön vom Frühlingshauche,  
Von der Nachtigall Gesänge  
Und vom jungen Grün am Strauche.

Luftig schreit ich durchs Gefilde,  
Wo verdorrte Disteln nicken;  
Denk an Maienröslein milde  
Mit den morgenfeischen Blicken.

Nach dem Himmel schau ich gerne,  
Wenn ihn Wolken schwarz bedecken;  
Denk an tausend liebe Sterne,  
Die dahinter sich verstecken.



Schloß Pleß O.-S.

		November	Sonnen-		Mond-		Notizen
			Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	
Sonntag	1	21. n. Tr. — Allerheilig.	6 57	4 24	5 27	7 16	
Montag	2		6 59	4 27	5 55	8 29	
Dienstag	3		7 1	4 25	6 28	9 38	
Mittwoch	4		7 3	4 24	7 7	10 41	
Donnerstag	5		7 5	4 22	7 54	11 37	
Freitag	6		7 7	4 20	8 47	12 25	
Sonntag	7		7 9	4 18	9 46	1 4	
Sonntag	8	22 nach Trinitatis ☾	7 10	4 17	10 48	1 37	
Montag	9		7 12	4 15	11 53	2 4	
Dienstag	10		7 14	4 13	—	2 27	
Mittwoch	11		7 16	4 12	1 1	2 48	
Donnerstag	12		7 18	4 10	2 9	3 8	
Freitag	13		7 19	4 9	3 30	3 28	
Sonntag	14		7 21	4 7	4 33	3 49	
Sonntag	15	23. nach Trinitatis ☽ Bußtag.	7 23	4 6	5 49	4 12	
Montag	16		7 25	4 4	7 8	4 40	
Dienstag	17		7 27	4 3	8 26	5 15	
Mittwoch	18		7 29	4 1	9 42	5 59	
Donnerstag	19		7 30	4 0	10 50	6 55	
Freitag	20		7 32	3 59	11 47	8 1	
Sonntag	21		7 34	3 58	12 33	9 16	
Sonntag	22	24. n. Tr. Totenfest ☾	7 36	3 56	1 9	10 35	
Montag	23		7 37	3 55	1 38	11 54	
Dienstag	24		7 39	3 54	2 2	—	
Mittwoch	25		7 41	3 53	2 24	1 12	
Donnerstag	26		7 42	3 52	2 45	2 29	
Freitag	27		7 44	3 51	3 6	3 44	
Sonntag	28		7 45	3 50	3 29	4 59	
Sonntag	29	1. Advent ☽	7 47	3 49	3 55	6 12	
Montag	30		7 48	3 49	4 26	7 22	

## Pleß,

im südöstlichsten Winkel Oberschlesiens, keine Stunde von der Weichsel entfernt, war wie Beuthen, Ratibor und Kosel in verschiedenem Besitz, bald polnisch, bald piastisch-schlesisch, vorübergehend auch böhmisch und kaiserlich, bis es 1742 preussisch wurde. 1302 wird eine Burg zu Pleß als Mittelpunkt einer etwa 13 Geviertmellen großen Herrschaft erwähnt. Mehr als 200 Jahre gehörte die Herrschaft Pleß den Grafen von Promnitz, 1765 erbte sie ein Prinz von Anhalt-Cöthen; 1846 kam sie in den Besitz der Grafen von Hochberg-Fürstenstein.

Bis zum Bau der K. D. U. E. 1868 hatten die Stadt und das fürstliche Schloß ein sehr bescheidenes Aussehen; zur selben Zeit wurde vom Fürsten Hans-Heinrich ein Gymnasium als Fürstenschule gegründet, und nun wuchs die Stadt. Der alte Kern, eine ziemlich regelmäßige deutsche Anlage mit viereckigem „Ring“ und rechtwinklig aufstößenden Straßen wurde bedeutend erweitert. Am Ring erhebt sich in schweren Barockformen die neue evangelische Kirche und neben ihr in bescheidenen Maßen das Rathaus, ein zweistöckiger Putzbau mit Balkon, Vorhangbogen über den Fenstern und hübschem Kranzgesims. Auch die katholische Pfarrkirche ist in barocken Formen gehalten und mit zwei barocken Türmen versehen.

Durch ein in italienischem Barock gehaltenes Burgtor mit formenreichem Wappengiebel gelangt man zum 1872 in französischer Renaissance erbauten fürstlichen Schlosse. Wiederholt waren hier die Kaiser und Fürsten zu Gast; 1915 aber war Pleß während der Kämpfe der Deutschen und Oesterreicher gegen die Russen Hauptquartier der Obersten Heeresleitung. Hinter dem Schlosse dehnt sich ein schöner großer Park aus; in ihm steht auch die angeblich älteste ober-schlesische, schon 1268 geweihte Holzkirche der hl. Hedwig.

In Pleß standen die Wiegen des Urahnen der ober-schlesischen Dichter Michael Kosmell, des Malers Julius Muhr, des Dombaumeisters Julius Rajchdorff und des Malers Ad. Münzer; in Paprochan bei Pleß ist der Erzbildner August Riß geboren. Pleß hat jetzt etwa 5000 Einwohner; bei der Abstimmung wurden im Kreise 18 670 deutsche und 53 372 polnische Stimmen abgegeben; es war die kläglichste in ganz Oberschlesien.

---

---

### Erinnerung.

Jzma Erben-Sedlaczek.

Wenn in des Abends tiefem, weichem Blau  
Verschwimmt die letzte, müde Tageshelle,  
Dann schreitet heimlich über meine Schwelle  
Mit leisem Lächeln eine hohe Frau.

Und meiner schweifenden Gedanken Heer  
Wird still und friedlich bei den trauten Grüßen,  
Wie Kinder, wenn sie zu der Mutter Füßen  
Im Dämmern lauschen einer alten Mär.

Erinnerung! Dein heller Festesaal  
Tut weit sich auf vor meiner Blicke Staunen  
Und durch die Feierstille geht in Raunen  
Das alte, süße Lied: Es war einmal —



Burg Cost nach dem Brande.

Dezember		Sonnen-		Mond-		Notizen
		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	
Dienstag	1	7 50	3 48	5 2	8 28	
Mittwoch	2	7 51	3 47	5 45	9 28	
Donnerstag	3	7 53	3 47	6 35	10 20	
Freitag	4	7 54	3 46	7 32	11 3	
Sonnabend	5	7 55	3 46	8 33	11 38	
Sonntag	6	7 57	3 45	9 37	12 7	<b>2. Advent</b>
Montag	7	7 58	3 45	10 43	12 32	
Dienstag	8	7 59	3 44	11 50	12 53	<b>Maria Empf.</b> ☾
Mittwoch	9	8 0	3 44	—	1 13	
Donnerstag	10	8 1	3 44	12 59	1 32	
Freitag	11	8 3	3 44	2 10	1 51	
Sonnabend	12	8 4	3 44	3 24	2 13	
Sonntag	13	8 5	3 44	4 40	2 38	<b>3. Advent</b>
Montag	14	8 6	3 44	5 59	3 8	
Dienstag	15	8 7	3 44	7 18	3 48	☽
Mittwoch	16	8 8	3 44	8 32	4 40	
Donnerstag	17	8 8	3 44	9 37	5 44	
Freitag	18	8 9	3 44	10 30	6 53	
Sonnabend	19	8 10	3 45	11 11	8 18	
Sonntag	20	8 10	3 45	11 43	9 40	<b>4. Advent</b>
Montag	21	8 11	3 45	12 9	11 0	
Dienstag	22	8 12	3 46	12 32	—	☾
Mittwoch	23	8 12	3 46	12 53	12 18	
Donnerstag	24	8 12	3 47	1 13	1 34	
Freitag	25	8 13	3 48	1 35	2 48	<b>Heil. Christfest</b>
Sonnabend	26	8 13	3 48	1 59	4 0	<b>2. Christtag. Stephanus</b>
Sonntag	27	8 13	3 49	2 27	5 10	<b>nach Weihnachten</b>
Montag	28	8 13	3 50	3 0	6 17	
Dienstag	29	8 14	3 51	3 40	7 19	
Mittwoch	30	8 14	3 52	4 28	8 14	☽
Donnerstag	31	8 14	3 53	5 22	9 1	

## T o s t.

lange Zeit als Zwillingsschwester von Gleiwitz, hat früher eine größere Bedeutung als gegenwärtig gehabt; war doch die auf einer, aus der Ebene aufsteigenden Höhe errichtete, umfangreiche und feste Hochburg die einzig nennenswerte Burg in Oberschlesien. 1222 wird das Städtchen urkundlich erwähnt; der Name bedeutet Buſch. Der Burg wegen wurde der Ort oft von Feinden überfallen; auch 1920 drangen etwa 500 stark bewaffnete Polen in die Stadt, nahmen 25 Bürger als Geiseln, bis von Annaberg kommender Selbstschutz sie befreite.

Toſt iſt eine freundliche Kleinstadt mit etwas über 3000 überwiegend katholischen Einwohnern. Nach einem großen Brande von 1833 aufgebaut, fehlen ihm alte, ehrwürdige Bauten; dennoch machen etliche einen stattlichen Eindruck. Da steht an dem geräumigen, mit einem 1706 in Prag gefertigten Hl. Nepomuk aus Sandstein das 1836 aus Burgsteinen erbaute Rathaus mit Freitreppe und zwei wuchtigen, helmlosen Türmen. Gegenüber erhebt sich die aus dem 15. Jahrhundert überbliebene, 1714 erneuerte und 1869 mit einem barocken Turm versehene Pfarrkirche.

Ein Juwel der Stadt iſt aber die maleriſche Burg ruine auf dem 150 zu 100 Meter großen Burgplane. Ziemlich steil erhebt sich etwa 90 Meter hoch der nur von der Stadtseite aus zugängliche Burgberg. Stattliche Mauern mit schönen, teilweise gut erhaltenen Toren und die Ruinen der geräumigen Burg, besonders die Reste der Ritter- und Knappensäle, der Kapelle und des wuchtigen, gut erhaltenen Turmes packen und fesseln den Beschauer. In einem kleinen Parke steht das neue Schloß, Besitz des Burg- und Gutsherrn von Gura d z e, und am Fuße des Burgberges liegen das Alte Schloß mit Gutshof, Brennerei, Mälzerei und Brauerei. Besitzer der Burg und Herrschaft Toſt waren die Grafen Colonna 1570—1759, Poſadowsky, Freiherr von Eichendorff, der Vater des Dichters und Graf Waſchin bis 1841. Erwähnenswert iſt hier auch eine große Heil- und Pflgeanſtalt mit einem Landbeſitz von 300 Morgen.

Im Kreiße Toſt-Gleiwitz wurden 1921 53 077 deutsche und 35 510 polniſche Stimmen abgegeben.

---

---

### Heimattreue.

G. Leichter.

**B**eten, deutsches Volk, lern' beten,  
Wie die Väter es getan.  
Wandelnd fromm des Rechtes Bahn  
Laß dir deinen Gott und Glauben  
Auch im widrigsten Geſchick  
Nicht vom Geiſt des Zweifels rauben,

Glauben, deutsches Volk, lern' glauben  
Bring' zum Opfer Herz und Hand  
Dem bedrängten Vaterland.  
Treu erfülle deine Pflichten!  
Laß in Hader nicht und Streit  
Widersacher dich vernichten!

Lieben, deutsches Volk, lern' lieben  
Deiner Jugend Heimatland.  
Halt dein Herz ihm zugewandt.  
Eingedenk der Väter Taten  
Darfst du -- stolz und heimattreu --  
Nie dein Vaterland verraten!

---

---

## Mein armes Land!

Mein armes Land,  
Mein Heimatland,  
Mein heil'ges Oberschlesierland!  
Was hat der Feind aus dir gemacht?  
Der Feind, der eine Drachensaat  
Voll Zwist und Neid dir eingesät,  
Der deine Treue nicht begreift  
Und deinen Glauben nicht versteht!  
Wie quält man dich, mein armes Land!

Mein reiches Land,  
Mein Heimatland,  
Mein heil'ges Oberschlesierland,  
Das einst von Gott gesegnet ward,  
So herrlich wie ein Paradies!  
Im tiefsten Grund, in Feld und Wald,  
Im schwarzen Demantfunkelschein  
Der Arbeit froh bei Jung und Alt,  
So warst du einst ein reiches Land.

Mein armes Land,  
Mein Heimatland,  
Mein heil'ges Oberschlesierland!  
Zur Dirne hat man dich entweiht,  
Die du zur Herrin einst bestimmt,  
Zur Sklavin dich herabgedrückt,  
Des Lebens Mark dir ausgepreßt,  
Mit fremden Göttern dich beglückt,  
Mein todgeweihtes, armes Land!

Mein reiches Land,  
Mein Heimatland,  
Mein heil'ges Oberschlesierland!  
Der Kirche treu, des Glaubens Hort,  
Wo Gott, wie nirgends sonst, geehrt,  
Wo Heil'ge froh gewandert sind,  
Hör Christi Wort: „Sei stark im Leid.  
Und bleib des Glaubens treuestes Kind!“  
Dann bist du reich, mein Heimatland

Mein heil'ges Land,  
Mein Heimatland,  
Mein stolzes Oberschlesierland!  
Wirf ab die Ketten deiner Schmach,  
Zertritt der Zwietracht blut'gen Keim,  
Sei eine Herrin, keine Magd!  
Sei einig, treu, sei fest und frei,  
Vertrau auf Gott — sei unverzagt!  
Dann bist du reich, mein Heimatland!

Hubert Krafft Graf von Strachwitz

---

---



S. Grabowski.

Frau aus Heisse.

# Oberschlesien.



Wie schwebt uns unser Heimatland vor Augen? Als ein Land, auf dem alle Wirtschaftskräfte vereinigt sind, als ein wahrhaft reiches Land, reich an fruchtbarem Boden, an den Erzeugnissen der Landwirtschaft und den in der Tiefe des Bodens stehenden Schätzen, insbesondere an Kohlen und anderen wertvollen Industrieprodukten, reich auch an verschiedenartigen Naturschönheiten, an unermesslichen romantischen Wäldern, an schönen Tälern und Flüssen, an Hügel land, das nach den Grenzen Oberschlesiens bis zu den Bergen emporsteigt, reich an blühenden Städten und kleineren Gemeinden, reich an Kunstwerken aller Art bis aus alten Zeiten her, darunter vielen Kirchen — denn Oberschlesien ist auch ein Land der Kirchen —, es ist daher auch ein Land reich an einer gottesfürchtigen, fleißigen, bescheidenen, strebsamen Bevölkerung. Neben dem tüchtigen Großgrundbesitzer, dem Gutsherrn, steht der Bauer, und beide suchen in mühseliger Arbeit dem fruchtbaren und dem sandigen Boden möglichst reiche Früchte abzurufen. Und neben diesen stehen die Industrieherrn mit den Bergarbeitern und den anderen Industriearbeitern, welche in harter, schwerer Arbeit die tieferen Bodenschätze gewinnen und verarbeiten und durch ihre Tüchtigkeit und ihre Zähigkeit Oberschlesien zu dem bedeutungsvollsten und reichsten Industrielande nach dem rheinisch-westfälischen gemacht haben. Große Teile der Bevölkerung sprechen polnisch, aber nicht das Hochpolnisch, sondern das eigene obereschlesische Polnisch, so daß das Hochpolnische für die polnisch sprechenden Oberschlesier in der Tat als eine Fremdsprache gilt, was sich besonders beim polnischen Sprachunterricht zeigt. Daneben stehen große Teile der Bevölkerung, die nur deutsch sprechen. Aber diejenigen, die sich zur polnischen Muttersprache bekennen, verstehen und sprechen zum allergrößten Teil auch deutsch, wie es ja die viele Jahrhunderte währende Zugehörigkeit zur deutschen und preußischen Staats- und Kulturgemeinschaft ganz selbstverständlich macht. Es ist daher auch selbstverständlich, daß die jahrhundertelange Zugehörigkeit zur deutschen und preußischen Staats- und Kulturgemeinschaft das Land, die Bevölkerung, zu einer echt deutschen und preußischen längst gemacht hat.

So schwebt uns unsere Heimat, wie sie bis zum Ausgang des unglücklichen Krieges war, vor Augen. Was aber haben unsere Feinde, von denen einige, insbesondere Frankreich, auf die endgültige Zerstörung Deutschlands hinarbeiteten, aus unserer Heimat gemacht! Deutschland zu zerstören, ist ihnen nicht gelungen. Aber, Gott sei es geklagt, es ist ihnen gelungen, unsere Heimat zu zerstören, zu verwüsten. In unserer Heimat wurde der Krieg nach seiner angeblichen Beendigung tatsächlich noch fast drei Jahre weitergeführt. Sie ist zum Tummelplatz eines Kampfes für fast alle Völker gemacht worden; Zerstörungen im Kleinen wie im Großen wurden vorgenommen, vom Auslande her angezettelte sogenannte „polnische Aufstände“ brachten blutige Kämpfe in das Land. Die deutsche und die preußische Regierung durften sich nicht um das Land kümmern.

Den „Schutz“ (!!!) des Landes, seine Verwaltung, hatten die Alliierten übernommen; es herrschten im wesentlichen der Franzose und der Pole im Lande, und dieser „Schutz“, der — man kann es nur als Spott und Hohn bezeichnen — von dem Sachverwalter der Zerstörer Deutschlands, von General Le Rond, als eine „Aera der Gerechtigkeit und des Friedens“ angekündigt worden ist, brachte der ober-schlesischen Bevölkerung nur Bedrückung, Gewalt und Schrecken. In dieser Atmosphäre hat nun die Abstimmung in Oberschlesien stattgefunden. Welch' ein Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Wie unerschütterlich stark der deutsche Staatsgedanke in der Bevölkerung verwurzelt ist, beweist die trotz dieses Terrors für Deutschland abgegebene überwiegende (62%) Mehrheit der Stimmen. Damit waren die Pläne unserer Feinde, wenn die Grundsätze der Gerechtigkeit, aber auch die Grundsätze der geschichtlichen, der wirtschaftlichen, der kulturellen Vernunft befolgt worden wären, endgültig abgeschlagen. Das wußte man auf polnischer Seite und deshalb versuchte man, unter offensichtlicher Förderung durch die Franzosen, mit Gewalt das Land in die Hände der Polen zu spielen durch den sogenannten 3. polnischen Aufstand. Mehrere Tausende Soldaten der Alliierten waren zum Schutze, zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung im Lande, und nur einem Bruchteil deutscher Militär- und Polizeikräfte wäre es ein Leichtes gewesen, diesen Aufstand niederzuschlagen. Aber die berufenen Beschützer des Landes ließen die Aufständischen, unter denen festgestellterweise überwiegend ausländische Teilnehmer gewesen sind, gewähren, offensichtlich, um das Abstimmungsergebnis durch Gewalt ändern zu lassen. Das amtliche Deutschland und Preußen durfte nicht helfen, es war durch die Alliierten von Oberschlesien ferngehalten. Aus allen Gauen Deutschlands, insbesondere aus Bayern, eilten aber begeisterte Jünglinge, Verteidiger, herbei zum Selbstschutz, und dessen heldenmütiger Verteidigung ist es allein zu danken, daß dem Aufstand ein Halt geboten worden ist. Viele unserer tapferen Verteidiger haben dabei ihr Leben geopfert; auch sie sind damit Helden des Weltkrieges in der Verteidigung unseres Vaterlandes geworden. Denn in Wirklichkeit war ja der Kampf auf unserem Heimatboden eben nur die Fortsetzung des Weltkrieges. Alles Elend, das ein derartiges Kampfgebiet zu erdulden hat, ist über unsere Heimat gekommen. Glücklingsströme von Tausenden ergossen sich nach dem jetzigen Deutsch-Oberschlesien und weiter hinein in das Land. Viele Tausende haben Haus und Hof, Hab und Gut und ihre Arbeitsstätten verloren, und so ist Oberschlesien im wahrsten Sinne des Wortes ein wiederaufzubauendes Kriegsgebiet geworden. Gegen Recht, Gerechtigkeit, aber vor allem auch gegen alle geschichtliche und wirtschaftliche Vernunft ist unsere Heimat durch ein schnödes Schachergeschäft geteilt worden, wodurch auch mannigfacher Schaden, insbesondere wirtschaftlicher Art, im Lande selbst angerichtet worden ist, ganz abgesehen von der ungeheuren Schädigung, welche die Gesamtwirtschaft Deutschlands und Preußens, die mitteleuropäische, ja die ganze Weltwirtschaft, in ganz unberechtigter, aber auch in ganz unsinniger Weise erfahren hat, ein Werk blinder Zerstörungswut, unwürdig einer Menschheit, die angeblich nach Kultur, nach wirtschaftlichem Fortschritt strebt. Durch all diese schweren Ereignisse und Eingriffe ist unsere Heimat aufgewühlt und durcheinandergeschüttelt worden, die

Gegensätze aller Art: national, kulturell, politisch, wirtschaftlich usw. sind großgezogen worden. Es ist zur festen Verankerung des Landes mit Deutschland und Preußen vieles neu zu gestalten, zu organisieren, es ist viel Zerstörtes wieder herzustellen, es muß auch wirtschaftlich nach Ersatz des Verlustes gesucht werden. Es bieten sich, Gott sei Dank, angesichts der im deutsch gebliebenen Teil noch vorhandenen Bodenschätze verschiedene aussichtsreiche wirtschaftliche Möglichkeiten. Es sind also eine ganze Anzahl von schweren, entscheidenden Aufgaben hier entstanden und zu lösen. Zu diesem Zweck ist ja auch die Neuorganisation der Verwaltung Oberschlesiens im Rahmen einer eigenen Provinz vorgenommen worden. Diese hat nur den Zweck, das Land möglichst fest mit Deutschland und Preußen zu verankern und die vielen entstandenen wichtigen Probleme in unmittelbarer Verbindung mit der Zentralregierung zu lösen, damit die Oberschlesier, denen die zu lösenden Aufgaben und ihre entscheidende Wichtigkeit für das Staatsganze durchaus bewußt sind, auch das Bewußtsein haben, daß ihre Angelegenheiten besonders gewürdigt und besonders erledigt werden. Durch dieses Sonderschicksal, das Oberschlesien in den letzten Jahren erlebt hat, ist es hinsichtlich der in Oberschlesien zu lösenden zahlreichen schweren Aufgaben verwaltungsmäßig von selbst aus dem Rahmen der früheren einheitlichen Provinz Schlesien herausgefallen. Aus staatspolitischen und Zweckmäßigkeitgründen müssen seine Angelegenheiten erst recht fest verbunden mit Preußen in eigenen provinziellen Verwaltungsgruppen geschlossen sein. Deutsch-Oberschlesien muß so gut verwaltet sein, daß die von uns abgetrennten Brüder erst recht mit Sehnsucht nach ihm und damit nach ihrem Heimatstaat blicken. Wir wissen aus einer, man kann wohl sagen, staunenswerten Offenheit der in Deutschland erscheinenden polnischen Presse, daß wider alle geschichtliche, ethnographische, kulturelle und wirtschaftliche Vernunft auch der bei Deutschland verbliebene Teil des Abstimmungsgebietes als polnisches Land, d. h. ein solches, das eigentlich zum polnischen Staat gehören müßte, angesprochen wird. Es ist ja auch allgemein bekannt, daß von gewisser polnischer Seite aus unter Anwendung erstaunlicher Geldmittel versucht wird, die dem Oberschlesier absolut fremde polnische Kultur in unserer Heimat zu verbreiten. Wir haben also auf dem Posten zu sein, und das ganze deutsche Volk hat uns darin zu unterstützen. Auf's herzlichste und tatkräftigste werden uns darin selbstverständlich unsere Heimatgenossen, unsere Oberschlesier, die in den anderen Teilen Deutschlands eine neue Heimat gefunden haben, unterstützen. **Bleiben wir uns bewußt, daß Oberschlesien durch das Unrecht, das man ihm getan hat, eine Weltfrage geworden ist.** Ja, man muß sie als das Elsaß-Lothringen des Ostens bezeichnen, nur mit dem Unterschiede, daß die geschichtlichen, nationalen, kulturellen, wirtschaftlichen Ansprüche des Landes bessere und begründetere sind als die von der ganzen Welt unterstützten Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen. Halten wir fest an dem Urteil, das englische Ministerpräsidenten über Oberschlesien ausgesprochen haben. Der letzte Ministerpräsident, Macdonald, bezeichnete in der letzten, der bedeutungsvollsten Tagung des Völkerbundes, die ganz besonders der Förderung des Weltfriedens dienen sollte, die Entscheidung des Völkerbundes über Oberschlesien als einen großen Irrtum, und Lloyd George,

der zur Zeit der Entscheidung über Oberschlesien Ministerpräsident in England war, sagt in einem Aufsatz in der Deutschen Allgemeinen Zeitung über die Zukunft des Völkerbundes, Nr. 432, 33 u. a. folgendes:

„Drei Jahre vorher stand ein anderer ernster Streit, der die Ruhe der Nationen störte, zur Debatte, — die schlesische Frage — (er meinte selbstverständlich die oberschlesische). Briand und ich kamen überein, diese unbequeme Streitfrage der Entscheidung des Völkerbundes zu überlassen. Es ist bekannt, daß der Völkerbund diese Frage in einer Weise behandelte, die das Vertrauen in seine Unparteilichkeit ins Wanken brachte. Ramsay MacDonald berührte in seiner Genfer Rede kurz dieses unselige Urteil. Wir wollen einmal offen sprechen. Während England still beiseite stand und nicht versuchte, Einfluß auf das Tribunal zu gewinnen, warf Frankreich das ganze Gewicht seiner Autorität zu ungunsten Deutschlands in die Waagschale. Mit Hilfe gewisser Mittel, die immer zur Hand sind, wenn es gilt, heimlich Projekte durchzuführen, deren eigene Durchführung Frankreichs Stolz verbietet, brachte es die Referenten zu einer finsternen und bösen Entscheidung, die für viele Jahre eine Gefahrenquelle für den europäischen Frieden sein wird. Nur eine gründliche Reorganisation des Völkerbundes wird das berechtigte Mißtrauen in seine Unparteilichkeit, das durch diesen zum Himmel stinkenden Vorfall hervorgerufen wurde, beseitigen.“

Wenn wir an das große oberschlesische Unrecht denken, dürfen wir aber nie des Sultschiner Ländchens vergessen, jenes wertvollen Teiles des Ratiborer Kreises, der eine treudeutsche und -preußische Bevölkerung enthält, auch wenn diese neben der deutschen Sprache eine mährische Mundart spricht. Dieses Gebiet ist unter völliger Mißachtung des am Kriegsende so laut ausgerufenen Selbstbestimmungsrechts der Völker von Deutschland losgerissen und der Tschechoslowakei einverleibt worden. Dieses Gebiet, diese Bevölkerung sind ein wesentlicher Bestandteil Oberschlesiens gewesen; auch ihm mußte wie dem Abstimmungsgebiet Oberschlesien mindestens das Recht der Volksabstimmung zugestanden werden. Sein Schicksal muß daher stets nur im Verein mit der oberschlesischen Frage beurteilt und behandelt werden.

Wir Oberschlesier wollen treu zu unserer Heimat stehen, treu zu Deutschland, treu zu Preußen und bitten unsere deutschen Brüder und Schwestern, sich von der großen nationalen Bedeutung der oberschlesischen Frage ganz durchdringen zu lassen.

**Landsleute! Schlesier! Preußen! Deutsche! in der Heimat und in der Fremde, im Reiche und im Auslande, helft, helft, helft unserem bedrängten und bedrohten Oberschlesien mit Herz und Hand!**

## Landsleute, habt Ihr die Heimat vergessen?

Es ist etwas unsagbar Großes um das Leiden eines Volkes, das, ausgeplündert und zerschlagen, den Glauben an eine bessere Zukunft nicht verloren hat. Der Glaube ist uns die Quelle, aus der wir den Mut und die Kraft zu neuem Leben schöpfen, der uns in unserem Unglück nicht verzweifeln läßt, mag es auch noch so schwer über uns hereingebrochen sein: Man hat uns Oberschlesien zerrissen, man hat uns die Heimat geraubt.

Wenn wir diesen Streich noch einmal an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, dann denken wir an jene Tage nach der Beendigung des Weltkrieges, in denen ein Raunen und Flüstern durch unsere Heimat ging, das den Gedanken nicht auszusprechen wagte: Der Pole wühlt im Lande und will es uns entreißen! Zum ersten Male horchten wir hier auf, unsagbar wollte es uns scheinen, bis am 7. Mai 1919 die furchtbare Kunde aus westlichem Lande zu uns herüberdrang, daß das, was die meisten von uns niemals für möglich gehalten hätten, nackte Tatsache werden sollte. Oberschlesien ein Glied des polnischen Staatskörpers! Man muß es miterlebt haben, wie in flammenden Kundgebungen das deutsche obereschlesische Volk seinen einheitlichen Willen kundtat, ein Glied des Mutterlandes, des Reiches bleiben zu wollen, mit dem es sich seit Jahrhunderten nicht nur durch die Bande des Blutes, sondern durch Tausende von Fäden der Wirtschaft, der Kunst und Wissenschaft verbunden fühlte. Aufatmen konnten wir, als uns von den heuchlerischen Verkündern des Selbstbestimmungsrechtes die Volksabstimmung zugesichert wurde, aufatmen, um aber sogleich den furchtbarsten Nationalitätenkampf entbrennen zu sehen, in dem Mord und Totschlag, Raub und Plünderung, Diebstahl und Verschleppung zur Tagesordnung gehörten. Wenn wir zurückdenken an die drei polnischen Aufstände, wird es uns unverständlich bleiben, wie ein gebildetes Volk sich als Treuhänder Oberschlesiens aufspielen konnte, in Wirklichkeit aber die Mächenschaften und Wühlereien der polnischen Banditen offensichtlich unterstützte. Fürwahr, Frankreich hat in Oberschlesien seinen Ruhm als ritterliches Volk zu Grabe getragen! Hunderte unserer Besten haben für ihr treues Bekenntnis zum deutschen Vaterlande ihr Leben lassen müssen, um einem sicheren Schicksal zu entgehen; Tausende und Abertausende wurden um ihr Hab und Gut gebracht und fristen zum Teil heut noch ein menschenunwürdiges Dasein.

Wie ein Lichtstrahl fällt jene Wallfahrt in die Zeiten der Knechtschaft, als da Arm und Reich, Jung und Alt, die große Reise antrat, um vor Gott und der Welt den Treuschwur zu leisten: „Wir wollen deutsch sein und bleiben, wie es unsere Väter waren!“ Sind uns an jenem Tage, in jenem Augenblick, in dem wir strahlenden Auges jenes Bekenntnis ablegten, nicht Gedanken aufgestiegen, die da sprachen von Opferfreudigkeit, die da sprachen von Dankbarkeit gegen all die Tapferen, die ihr Bestes, ihr Blut für uns im harten Kampf hingegeben haben, Gedanken, die da sprachen von Hilfsbereitschaft denen gegenüber, die ihr Treuebekenntnis um ihr Lebensglück, um ihr Hab und Gut gebracht hat? Manches arme Mütterlein hat ihren einzigen Sohn, ihre Stütze im Alter hingegeben, manche Mutter hat den Ernährer ihrer unmündigen Kinder auf dem Altar des Vaterlandes opfern müssen — brotlos und hilflos stehen sie da, bald ganz vergessen, und erst drei volle Jahre sind nach jenem furchtbaren Ringen ins Land gegangen!

Fürwahr, die furchtbare Zeit, die nachher über uns hereinbrach, die Sorge um das tägliche Brot, hat viele ihr Dankesgefühl vergessen lassen, hat viele vergessen lassen, daß ein feindliches Machtwort einem großen Teil von uns unser köstlichstes Gut, unsere Heimat entrisen hat. Dort, wo ein treues Mutterauge

sich zum erstenmal über unsere Wiege beugte, dort, wo wir zum erstenmal die leuchtende Sonne schauten, wo wir die herrlichste Zeit unseres Lebens, die Jugendzeit, verbrachten, wo uns das Dröhnen und Hämmern der Maschinen in Gruben und Hütten den unermesslichen Reichtum unserer Heimat offenbarte, führen noch Hunderttausende unserer deutschen Landsleute einen entsagungsvollen Kampf um ihr Deutschtum. An uns liegt es, wenn sie sich in diesem Kampf behaupten, wenn sie immer wieder neuen Mut und neue Kraft schöpfen, auch kommenden Gefahren und Vergewaltigungen gegenüber. Allerdings vereinzelt schaffen wir nichts, nur als geschlossenes Ganzes können wir dem Polen einen Pfahl entgegenhalten, an dem er sich den Kopf zerschellen muß. Oder glaubt jemand im Ernst, daß Polen zufrieden ist mit dem, was es erhalten hat?

Wir können stolz darauf sein, daß die Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier und der Oberschlesische Hilfsbund den heimattreuen Gedanken auch heute noch pflegen und immer wieder von neuem zu beleben suchen. Durch Redereien kann aber selbst das kleinste Ziel nicht erreicht werden, der schönen Worte sind genug gesprochen, die Tat soll zeigen und beweisen, welche Kraft noch in uns steckt, damit wir unseren Kindern und Kindeskindern stolz ins Auge schauen können, wenn sie uns später einmal fragen sollten: „Was habt ihr getan, um eure Heimat zu retten?“ Werdet Mitglieder dieser Verbände, spendet Geldmittel, werdet Leser der Zeitschrift „Oberschlesien“, werbt neue Mitglieder in euren Bekanntenkreisen! Die oberschlesische Frage muß einen jeden Deutschen bewegen. Durch diese kleine Opfer sind wir auch imstande, unsere Dankeschuld der Heimat und den unter polnischer Herrschaft lebenden Landsleuten gegenüber abzutragen. Sie schauen auf uns und bitten, wir möchten sie auch in ihrem Unglück nicht vergessen. Reichen wir ihnen über die Grenzpfähle in Treue die Hand. Halten wir fest an der Hoffnung, daß auch für das entrissene Oberschlesien dereinst der Tag der Freiheit anbrechen wird!

## An Oberschlesien.

Gertrud Grabowski

Ihr Stätten traut, von deutschem Geist geboren,  
 Von deutscher Kraft gewartet und gesäugt,  
 Wild lärmt der Feind und rüttelt an den Toren  
 Der, lüstern, längst nach eurer Blüte äugt,

Ihr Männer, hart in Arbeit und Gefahren,  
 Spannt eure Sehnen, eure Muskeln strafft,  
 Schließt euch, wie einst, zu opferwill'gen Schaaren,  
 Sorgt, daß ihr frei auf freier Scholle schafft!

Wer kann das starke Wollen in uns lähmen,  
 Das Herz uns rauben, das der Heimat schlägt?  
 Wer will das Blut in unsern Adern zähmen,  
 Daß es des Sklaven Fessel willig trägt?

Wohin ihr blickt wehn deutschen fleißigen Spuren,  
 Das Erbe eurer Väter, wahr es treu!  
 Vor fremder Willkür schützt die Heimatfluren —  
 Bleibt deutsch! so bleibt ihr groß und stark und frei!

Bleibt frei, auch in den kammerschwersten Tagen,  
 Steht aufrecht in des Sturmes wilder Wut —  
 Der nie gesät, will nun in Erntetagen  
 In seine Scheuern tragen euer Gut!

(Vor der Abstimmung 1921)

## Ein Ehrenblatt oberschlesischer Geschichte.

Rauschet, ihr Eichen, heult, ihr Sirenen,  
Rufet, ihr Glocken, in ehernen Tönen:  
Heimat ist in größter Gefahr! —  
Da sammelt sich tapfere Schar,  
Opfert ihr Herzblut, opfert ihr Leben  
Auf der Heimat Altar.

„Verlaß dich nicht auf fremde Hilfe, hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!“ So dachte und so handelte Oberschlesien, als ihm der raubgierige Gegner an die Gurgel sprang. Als am 27. April 1921 alle Führer der Ortschaften der Oberdörfer durch die Franzosen verhaftet wurden und Stadt- und Landkreis Ratibor wehrlos den Polen in die Hände fallen sollten, erklärte Gutsbesitzer v o n B a n k dem italienischen Major D u r e a : „Nun, dann müssen wir einen Selbstschutz schaffen!“, und urplötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, als ob der Geist von 1914 erwacht wäre, traten Jung und Alt, Hoch und Niedrig an.

Nach den Versailler Bestimmungen hätte Oberschlesien, das überwiegend deutsch gestimmt hatte, ganz bei Deutschland bleiben müssen; aber gemeine Niedertracht fand Mittel und Wege, einen großen Teil des Gaues den Polen zuzusprechen. Sokols waren ausgebildet und bewaffnet. Räuberbanden erschienen, schleppten heimattreue Deutsche über die Grenze, raubten und plünderten in Städten und Dörfern und meinten, Ratibor, Rybnik, Kauden, Koslau in wenigen Tagen zu nehmen.

„Nicht wie eine Flut, die aus dem Osten oder Süden in das Land gebrochen wäre, sondern als ob die Grundwässer plötzlich emporstiegen und das Land überschwemmten, so war der größte Teil Oberschlesiens von Polenbanden überflutet: im Süden Ratibor, Rybnik und Pleß, das ganze Industriegebiet und im Norden Rosenberg und Kreuzburg.“ In der Nacht vom 2. zum 3. Mai wurden E i s e n - b a h n - und O d e r b r ü c k e n zerstört und Randzjin, der wichtige Knotenpunkt, besetzt.

Am 3. Mai stellten sich die ersten Freiwilligen zum Selbstschutz in Ratibor, und Forstvolontär v o n S c h e e l e war der erste und einzige Offizier, der den Krieg mitgemacht hatte und nun die erste Wehr bildete; am Abend waren die ersten kleinen Trupps gebildet und besetzten die Ausgänge von Ratibor. Die A u s - r ü s t u n g e n waren vorerst überaus dürftig; eine Uniform gab es nicht; Röcke, Toppen in allen Farben und Formen, Hosen aller Art, feldgraue, braune, gestreifte, karierte, Wickelgamaschen und bayrische Kniehosen, Stutzen, Bergschuhe und Schaftstiefel — und ebenso bunt die Mützen und Hüte. Als E r k e n n u n g s - z e i c h e n wurde zuerst ein kleines Blechschild in den schlesischen Farben mit einem stehenden Schwert über einer fünfköpfigen Schlange getragen. Wer dieses Abzeichen erfand, wer es herstellen ließ und verteilte, weiß man nicht. Am 9 Uhr ging ein Trupp von 40 Mann nach Niedanne, ein anderer von 40 Mann eilte dem bedrohten K r e u z e n o r t zu Hilfe und vertrieb nach frischem Anlauf die Polacken. Immer stärker, immer größer wurden die Massen: Leutnants, Hauptleute, Generale kamen und ordneten sich ein. Am 5. Mai standen 300 Mann in Kreuzenort, Koschbin, Zabellau, Tworkau und Smolzine; aber nur 10 Patronen hatte der Mann, und vier alte Kalkwagen wurden mit Eisenplatten in einen Panzerzug verwandelt. Nach vierzehn Tagen war eine Beute von 12 M.-G., 4 Granatwerfern, 50 österreichischen Gewehren und 40 000 Patronen gemacht. Ein Zug wurde leider bei O l s a u abgedrängt und mußte, der Uebermacht weichend, auf tschechisches Gebiet übertreten. Entwaffnet und nach Pardubitz



Die neuen Landesgrenzen

gebracht, gelang es aber den Leuten, vollzählig „auszubüchsen“ und nach Ratibor zurückzukehren.

Auch der Pole machte am 5. Mai einen Angriff auf den durch den Grafen Matuschka mit 70 Mann verteidigten Bahnhof Randzin, der nach heftiger Gegenwehr, als ein französischer Panzerzug von Gleiwitz anfuhr, dem Feinde überlassen werden mußte. Am 14. Mai sprengten die Polen die große Oberbrücke bei Kosel.

Am 7. Mai war aus Potsdam Erz. von Hülßen, ein geborener Oberschlesier und berühmter Führer im großen Krieg, gekommen und hatte die Führung der Südgruppe des Selbstschutzes übernommen. Unter ihm standen Oberst Gruner, Major Donnell, v. Hilgenheimb. Die Wahl des obersten Führers war nicht schwer. Sie fiel auf den tapferen General Höfer, dessen Ruhm in den Herzen aller Oberschlesier lebte. Er war als Bürgermeistersohn in Pleß geboren, hatte in Breslau Neisse, Kosel, Glogau gedient, beim Ausbruch des großen Krieges das 7. Landwehregiment übernommen, im August 1915 beim Angriff auf die Weichselübergänge den rechten Arm verloren, mit der 17. Landwehrbrigade den Durchbruch am Stachod und Styr erzwungen und 1918 das Eichenlaub zum „Pour le Mérite“ erhalten. Nach der Revolution schützte er sein geliebtes Oberschlesien in den ersten Aufständen gegen die Polen, bis er gezwungen wurde, das Land der S. A. „zu treuen Händen“ zu überlassen.

Leider gab es auch trübe, üble Erfahrungen. Als von Kranowitz eine mutige Wehr sich in Ratibor zu stellen beabsichtigte, verweigerten die Bauern den Vorspann, und so mußten die Tapferen 13 Kilometer zu Fuß machen, langten erst in den ersten Morgenstunden an, und in Ratibor selbst verlangten die Kommunisten Entwaffnung des Selbstschutzes.

### Am den Annaberg.

Ein Blick auf den Lageplan zeigt, wie wichtig der Besitz dieses Geländes mit seinen Kalkbergen, Tälern, Schluchten und dichten Wäldern zwischen den Straßen von Gogolin—Gr. Strehlitz—Salesche—Deshonitz—Gogolin für militärische Unternehmungen ist. Natürlich setzten die Polen alles daran, die Höhen zu besetzen. Am 8. Mai nahmen die Polen den Bahnhof Gogolin und zerstörten Brücken und Gleise der Strecken Gogolin—Oppeln und Gogolin—Krappitz. Am 14. unternahm von Hilgenheimb nach sehr gefährlichem Durchbrechen durch dichten Wald einen Vorstoß gegen Strebino, östlich Gogolin, und erbeutete 4 M.-G. und 95 Gewehre. Die Munitionskisten trugen die Aufschrift „Zitabelle Warschau“, und ein toter Hallersolbat sowie ein Mann in französischer Uniform zeigten, wer der Feind war.

Am 16. Mai erhielt Gogolin 75 Schuß von der auf dem Annaberg liegenden polnischen Artillerie; aber alle Angriffe auf Gogolin, Kosel und Randzin wurden reslos abgewiesen, und nach polnischen Gerüchten hatte der Feind einen Verlust von 600 Toten und 480 Verwundeten. Am 18. beschloß Erz. von Hülßen, das Gelände vom Feinde zu säubern und den Annaberg als Stützpunkt des Selbstschutzes zu gewinnen. Und es gelang!

Der weithin sichtbare, die Höhen überragende und mit dem Kloster gekrönte Annaberg wurde von dem jungen Selbstschutz im Sturm genommen. Der junge Graf Strachwitz kam von Groß-Stein, nahm den Sprengschützer Berg und drang bis Deschowa-Descho vor, erbeutete eine große Zahl von M. G., hatte aber auch 20 Tote zu beklagen und 120 Verwundete. Stolz erzählten die braven Burschen, daß sie die Schuhe ausgezogen hätten, um die glatten Kalkberge zu erklettern, und in Hemdsärmeln ihre Handgranaten geschleudert

hätten. Von Südosten, von Januschowitz-Raschowa rückte Major Römer mit Tirolern, Bayern, Schwaben, Hannoveranern und Oldenburgern heran, die helfen wollten, Oberschlesien zu retten und mit allen Kampf- und Hilfsmitteln, Ärzten, Schwestern versorgt waren. „Wir sind wieder Wer!“ riefen die Bayern mit dem Feuergeist von 1914 und stürmten den Berg. Major Römer bekam den Namen „Fliegerersatz“, weil er bald zu Pferde, bald zu Fuß, bald hier, bald da erschien. Fernsprecher, Funker und Blinker fehlten gänzlich; die oberste Führung, Erz. von Hülsen, verfügte nur über zwei Autos. Auch hier liefen viele barsüßig und kämpften hemdsärmelig, wie daheim beim Raufen, rasch vorwärts dringend; auch Mützen, Decken, Geschirr wurden weggeworfen, unbekümmert um Essen oder Schutz, einzig von dem Gedanken getrieben: Raus muß der Polack aus Oberschlesien. Auch hier, an dem ruhmreichsten Tage des Selbstschutzes, hatten die braven Kämpfer 50 Tote, 30 schwer und 120 leicht Verwundete zu beklagen. Treue um Treue diesen Braven!

Seht dort den heiligen Annaberg,  
Den alten stolzen Recken,  
Er will uns zu dem heiligen Wert  
Herz und Gewissen wecken.  
Wallfahrer, die ihr alle seid,  
Denkt all' der heiligen Schwüre,  
Daß auch die Nachwelt allezeit  
Von unsrer Treu erführe!

Nach diesem kräftigen und erfolgreichen Vordringen hätten die tapferen Truppen einfach noch über Ujest nach Gleiwitz, Tarnowitz, Beuthen und Kattowitz vordringen und die Polen aus dem Gruben- und Hüttengebiet verreiben müssen; aber da überraschte Korsanty die Welt mit dem Wunsche eines Waffenstillstandes und mit dem Vorschlage einer Demarkationslinie. Am 30. 5. erging der strenge Befehl, sich jeden Angriffes zu enthalten. Trotzdem machten die Polen etliche Ausfälle, die ihnen freilich schlecht bekamen; so zerstörten sie Schloß Kallinow und sprengten die Brücke westlich des Dorfes.

Leichter waren die Kämpfe im Norden Oberschlesiens, in den Kreisen Kreuzburg und Rosenberg. Das ganze große Waldgebiet zwischen Stober und Malbpane ist weniger dicht und überwiegend deutsch bevölkert; dennoch finden wir hier die Eisenbahnen Oppeln—Kreuzburg, die Strecke Boffowska—Konstadt der R.D.A.G., den südlichen Teil der Kreuzburg—Posener Bahn, die Strecke Kreuzburg—Lublinitz. Von besonderer Bedeutung ist hier, wie an der Linie Kosel—Kandrzin, der Knotenpunkt bei Boffowska.

Gleich beim Beginn des Aufstandes hatten die Polen Landsberg und Rosenberg besetzt, um nach Kreuzburg vorzustößen. Vom 3. zum 4. Mai besetzten sie Landsberg und zerstörten die Strecke zwischen Kreuzburg und Rosenberg. Am 2. Mai war Oberstleutnant Grützner, ein Verwandter des bekannten, in Kawitz bei Neisse geborenen Malers, nach Kreuzburg gekommen, wo er bereits bei den Vorbereitungen für die Abstimmung geholfen hatte. Oberstleutnant Lenz aus Kreuzburg und Leutnant Schneider, Lehrer in Pitschen, hatten bereits eine Einwohnerwehr zusammengestellt, welche den beehrlichen Polen entgegentrat. Zahlreich strömten auch hier kleinere und größere Trupps herbei; sogar aus Namslau konnte Oberstleutnant Grützner Verstärkung heranzuführen. Behilflich waren ihm nun beim Ordnen und Gliedern der Masse die Leutnants Kerbach und Prasz, ersterer ein Apothekersohn aus Hindenburg, der sich im großen Kriege in Polen ausgezeichnet hatte.

Am 9. Mai machte ein Teil der Gruppe einen Vorstoß nach Jamm, östlich von Kreuzburg, stürmte den Ort und wies wiederholte Gegenstöße der Polen tapfer ab. Auch in Kreuzburg hatten die Eisenbahner einen Panzerzug aus alten Güterwagen und einer verkleideten Lokomotive zusammengestellt, der bei den Vorstößen unserem Selbstschutz vorzügliche Dienste leistete; so fuhr er z. B. bis Sembowitz und stellte die feindliche Besetzung fest. Gleichzeitig mit den Vorgängen bei Jamm wurde der Feind bei Bankau und Alt-Rosenberg angegriffen, um unter persönlicher Leitung Grünzers Seichwitz bei Pitschen zu nehmen und die Polen über die Grenze zu werfen.

Am 19. Mai traten 70 Radfahrer unter Leutnant Hesse in den Kampf, machten wichtige Erkundungen und halfen dann, Wendrin, Kaminiek und den Bahnhof Sausenberg säubern, wo sich ein hartnäckiger Kampf entspann, der Selbstschutz aber nur einen Toten und einen Verwundeten hatte. Anfang Juni waren die Kreise Kreuzberg und Rosenberg fast gänzlich von den Polen befreit, die hier in den Dörfern arg gewütet hatten.

Am liebsten hätte der Selbstschutz die Banditen und ihre Helfershelfer im Sturm aus dem Lande gejagt, obwohl der Kampf gegen die Räuber und Mörder oft sehr schwierig war. Voll Ingrimm mußte der Selbstschutz aber nach dem Willen der allmächtigen französischen und willfährigen deutschen Regierung die Verteidigung der geliebten Heimat aufgeben und sich auflösen.

Oberstleutnant Grünzer tat es mit schwerem Herzen mit dem Erlaß:

Freiwillige des Selbstschutzes! Kameraden!

Die Interalliierten haben dem Herrn Oberbefehlshaber gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß sie nur dann in der Lage seien, ... geordnete Verhältnisse in Oberschlesien wieder herzustellen, wenn der Selbstschutz ... sich jeder angriffsweisen Kampfhandlung enthält. Der Herr Oberbefehlshaber, Erz. von Höfer, konnte nach der Lage der Sache nicht anders, als im Vertrauen auf die Disziplin der ihm unterstellten Selbstschutzverbände sich mit seinem Manneswort für die von seinen Freiwilligen geforderte Zurückhaltung zu verpfänden.

Kameraden! Niemand soll einstens unserem kriegserprobten, tapferen obererschlesischen Führer, dessen Herz so warm für seine Untergebenen schlug, des Wortbruches bezichtigen dürfen. Stehen wir fest hinter ihm und der obererschlesischen Sache, so wie bisher; beweisen wir in der schwersten Not, die über uns hereingebrochen ist, daß deutsches Soldatenwort noch etwas wert ist.

Kameraden! ... Gedenket der Brüder, die für Oberschlesiens Land bereits ihr Herzblut hingegeben. Stehet weiter unter Hintanziehung persönlicher Rücksichten zur gerechten Sache unseres obererschlesischen Volkes, für die ihr euch eingesetzt habt und hoffet mit mir auf die Zeit, wo wir uns wieder regen dürfen. ...

... Das walte Gott!

Die vorstehende Schilderung der obererschlesischen Selbstschutzkämpfe ist ein Auszug der von R. Katsch für den Heimatverlag geschaffenen, 102 Seiten umfassenden Schrift, welche nunmehr durch den Oberschlesischen Hilfsbund in Berlin, Schloß Bellevue, bezogen werden kann. Mögen Wort und Bild an die großen Opfer erinnern, die der Heimat gebracht wurden und allzeit mahnen, daß uns ein großer Teil unserer Heimat widerrechtlich entrisen wurde und deshalb wiedereroberet werden muß.

Siladosi.

## Woitek\*).

Von Baleska Gräfin Bethusy-Suc.

Blätterfall im Walde. Das gelbe Laub sinkt müde von den Zweigen herab, und die immergrünen Fichten scheinen sich zu recken und zu dehnen, als freuten sie sich, die letzten warmen Herbstsonnenstrahlen nun, unbeeinträchtigt durch das Blätterdach, auffaugen zu können.

Am Waldbrand steht eine Hütte, aus braunen Holzbalken zusammengesüßt, mit grauem, moosüberwucherten Strohdach. Es ist die letzte von der alten Art, die da, wie vergessen, stehen geblieben ist, während im Dorf, wenige hunderte Schritte entfernt, die alten Häuser allmählich durch massive Ziegelbauten ersetzt wurden. Der Woitek Masur steht in der Tür des Holzhauses, die so niedrig ist, daß sein grauer Scheitel den oberen Türrahmen berührt, und blickt hinüber nach den Eisenbahnschienen, die den Wald durchschneiden, und die jetzt in der Sonne blitzen. Er zählt. Mehr als dreißig Schienen liegen da wie glitzernde Schlangen nebeneinander, und er hat noch die Zeit gekannt, wo es ihrer nur vier waren. Damals stand auch die Branntweimbrennerei mit ihren hohen, roten Mauern noch nicht ihm gegenüber, hart neben der alten kleinen Holzkirche, in der der Woitek einst getraut wurde, und unter deren Schatten sein Weib nun schon seit Jahren ruhte. Sie war die letzte, die dort begraben wurde, er kann von seiner Haustür aus das weiße Kreuz sehen, das ihren Namen trägt, und das aus einer Widnis von hochbuschigen lila Herbstastern hervorleuchtet.

Jetzt tragen sie ihre Toten aus dem Dorfe hinaus auf den neuen Friedhof. Das Dorf wächst von Jahr zu Jahr, ebenso wie der Bahnhof, der hinter der Brennerei steht und das sich immer weiter ausdehnende Schienennetz beherrscht. Und hinter dem Bahnhof steht wieder eine neue Fabrik, Korke machen sie dort, und weiter hin am Fluß, kommt die große Dampffägemühle, die immer tiefere Lücken in den Wald hineinrißt. Züge rasseln auf den Bahnschienen vorüber, Tag und Nacht, und Menschen drängen sich auf dem Bahnhofe, immer neue, immer fremde. Der Woitek begreift nicht, wie es so viele Menschen geben kann, und was sie nur alle hier herumzufahren haben. Aber er kümmert sich nicht weiter darum, er bestellt seinen Acker, mästet sein Schwein und melkt seine Kuh, und so oft in der alten kleinen Kirche noch Messe gelesen wird, geht er hin und nickt dem Grabe seiner alten Maruschka zu. Manchmal steht er auch dort, faltet die Hände und spricht ein Vaterunser für die Tote. Aber er denkt nie daran, etwa eine Brombeerranke oder sonst ein Unkraut, das über dem Grabe zwischen den verwilderten Blumen wuchert, zu entfernen. Der liebe Gott läßt all das Blattwerk wachsen — warum soll der Woitek es ausreißen?

Dann, wenn er nach dem Gottesdienst das Wirtshaus besucht, trinkt er schweigend seinen Schnaps und antwortet einsilbig, wenn er angesprochen wird. Die Bekannten aus seiner Jugend sind alle tot oder verzogen, das fremde Volk, das sich seither im Dorfe angesiedelt hat, kümmert ihn nicht. Er hat genug zu tun, um seine kleine Wirtschaft zu bestellen und in Ordnung zu halten, das füllt seine Gedanken und seine Zeit aus, und er ist jetzt sehr zufrieden, daß sein ältester Sohn, der Peter, nicht nach Hause gekommen ist und die Wirtschaft übernommen hat, wie es sein gutes Recht war nach dem landesüblichen, durch Ueberlieferung gefestigten Herkommen, denn dann säße der Alte jetzt im Auszug, und dazu fühlt er sich noch zu rüstig. Der Peter ist Leibjäger bei einem großen Herrn, und Woiteks Töchter sind verheiratet im Industriebezirk und haben ihr gutes Auskommen. Und wenn der Woitek Zeit hat, darüber nachzudenken, sagt er sich, daß er ein glücklicher Mensch ist, denn er hat keine Nahrungsjorgen und weiß seine Kinder gut aufgehoben. Freilich, die Maruschka fehlt ihm manchmal, aber er weiß sie wohl geborgen im Schatten der alten Kirche und das einzige, was ihn bedrückt, ist, daß sie ihn einmal nicht neben ihr, sondern auf dem neuen großen Friedhof einbetten werden. Indes er lebt ja noch und — wie Gott will, er kann daran doch nichts ändern.

\*) Aus „Oberschlesische Dorfgeschichten“. Leipzig, Verlag Phil. Reclam jun.

Vor einiger Zeit haben sie ihm gesagt, er könnte ein gutes Stück Geld verdienen, wenn er sein Haus und Land verkaufte, es sollte da wieder eine neue Fabrik gebaut werden, aber das fällt ihm gar nicht ein. Er will in seinem Holzhaufe bleiben, und Sonntags will er seinen Schnaps schweigend auf dem gewohnten Platz trinken und dabei denken, daß die andern ihn beneiden, weil er ein so sorgenfreier Mann ist, der auf alle seine Kinder stolz sein kann. Und er ist stolz auf sie, wenn er sie auch ab und zu, etwa zur Zeit der Kirmes, sieht, und sonst nur selten von ihnen spricht, und dieser Stolz gehört zu seinem Leben, ebenso wie seine Feldarbeit und der Ausblick auf die alte Kirche mit den verwilderten Gräbern, in denen all die Menschen schlafen, die er in seiner Jugend gekannt. —

So hatte das Leben des Woitels Masur sich abgespielt, Jahr um Jahr, er zählte nicht mehr, wie viele Sommer und Winter vergangen waren, seit er allein in seinem Blockhaus wirtschaftete. Jetzt hat er die Kartoffeln aus seinem Felde herausgenommen, gerade als den letzten sonnigen Oktobertagen die ersten Novemberfröste folgten. Das Büden war ihm dabei schwer geworden, schwerer als im vorigen Jahr, und zu jeder Arbeit hatte er noch einmal so viel Zeit gebraucht als früher. Und die lahme Ruzcha, eine Verwandte seiner Maruscha, die trotz ihres humpelnden Ganges so flinke Hände hatte und bei ihm sonst nach dem Rechten sah, war nun auch gestorben. Woitel hatte kaum nach ihr gefragt, solange sie lebte, aber sie war immer zur Stelle gewesen, wenn man sie brauchte, und jetzt, wo sie fehlte, wußte er erst, daß sie ihm notwendig gewesen war. Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen, und jetzt heulte der Novembersturm durch den Wald und stieß in den Schornstein des Blockhauses, daß Woitels Stube, in der er gerade die Kartoffeln gekocht, voller Rauch war. Hustend trat er vor die Türen und sah, wie die kahlen Pappeln um die Kirchhofsmauer her sich im Winde bogen, und hörte, wie sie dabei ächzten, als ob ihnen auch das Büden Schmerzen bereitete.

Ja, ja, seufzte der Woitel und runzelte die Stirn, denn er dachte daran, daß er, wenn es schlimmer würde, einen Knecht zum Frühjahr nehmen müsse. Und wenn das war — ja, dann war er ja doch zu alt zum Wirtschaften, dann ging das bißchen Verdienst, das bei der Wirtschaft herauskam, auf für Lohn und Kost des Knechtes. Woitel schüttelte den Kopf. Er wollte ins Haus zurück. Da kam ein Mensch des Weges daher, gerade auf das Blockhaus zu. Durch das unsichere Halbdunkel des Novemberabends blickte Woitel ihm entgegen — plötzlich erhellte ein breites Lächeln sein sorgenvolles Gesicht. Daß er auch nicht daran gedacht hatte! Morgen war ja Kirmes, und der da so stattlich einhergeschritten kam und jetzt in strammer Haltung vor dem Alten stand, das war der Peter.

Gelobt sei Juses Christus! rief dieser ihm den polnischen Gruß entgegen. Guten Abend, Vater.

Der Alte lachte.

Nu, nu, Peter, hast du die Kirmes nicht vergessen? Nein, Vater, nicht die Kirmes, und nicht euch, und da bin ich.

Sie traten in das Haus, und der Peter erzählte von seinem Grafen und den Jagden, von seiner jungen Frau und dem Buben, aber er hatte so eine zerstreute Art, als wollte er eigentlich etwas anderes sagen. Der Alte merkte es nicht. Sein Blick glitt bewundernd über die stramme Gestalt seines Sohnes, er befühlte das Tuch seines Rockes, den jener trug, und befah die feine Mütze, die er auf den Tisch geworfen hatte, von innen und von außen.

Da sagte der Peter plötzlich: Ihr seid aber älter geworden, Vater, ihr geht gebückter einher, ich wette, die Arbeit wird euch jetzt schwer. Mit einem scharfen Ruck richtete sich der Alte auf.

O, es geht schon, es geht schon.

Ihr braucht euch aber nicht mehr zu schinden und zu quälen, ich habe jetzt ein schönes Gehalt, ihr könntet zu mir ziehen und euch pflegen wie ein Herr, wenn ihr zu mir ziehen und euch pflegen wolltet.

Woitel sah ihn scharf und fragend an. So hatte der Peter noch nie zu ihm gesprochen. Was wollte er von ihm? Das leicht erregte Mißtrauen des Bauern erwachte in Woitel.

Was denkst du dir denn? Was soll aus der Wirtschaft werden? Willst du etwa. — Peter lachte.

Sollen mich die Heiligen bewahren — ich taue nicht mehr zur Feldarbeit, aber seht, Vater. —

Und nun fing er an, ihm dasselbe zu erzählen, was die Leute dem Woitel schon im Wirtshaus gesagt hatten, von der guten Gelegenheit, die sich jetzt zum Verkauf böte, und der Woitel könne soviel Taler Zinsen haben, wie er jetzt Groschen verdiente, und brauchte dann nur die Hände in den Schoß zu legen. Aber eindringlicher als die Fremden wußte der Peter alles vorzubringen. Woitel sah star vor sich hin. Ihm war, als sähe er das Geld, von dem Peter sprach, schon aufgezählt auf dem Tisch liegen. Plötzlich wurde es ihm klar. Wenn er einwilligte, wurde sein Haus abgerissen, und sie bauten solche roten Mauern, wie die der Brennerei, auf sein Feld, und er mußte hinaus unter fremde Leute — nein, es waren ja seine Kinder, die ihn aufnahmen. Unsicher sah er seinen Sohn an und blickte dann an den Wänden hin, von denen die bunten Heiligenbilder, die er von seiner Kindheit an kannte, ihm entgegen sahen. Peter hatte jetzt seine Gedanken gefunden, er stockte nicht mehr, er redete in den Vater hinein mit tausend Gründen und Vorstellungen. Plötzlich schlug der Alte mit geballter Faust auf den Tisch.

„Ich will nicht!“ schrie er. Keiner kann mich zwingen, wenn ich nicht will!

Peter suchte die Achseln.

„Beschlaf es euch, Vater, recht und vernünftig wäre es!“ Dann saßen sie beide stumm einander gegenüber. Endlich stand er auf, und ohne weiter viel zu reden, legte er sich in das leere Bett der Maruschka, das noch in der Stube stand und war bald eingeschlafen. Woitel drehte sich unruhig hin und her. Er mußte immer an das Geld denken und an die roten Mauern. Am nächsten Morgen ging er mit dem Peter in die große neue Kirche. Ihm schien, als ob alle Menschen nur den Peter sähen, wie er so schön und stattlich neben dem Vater stand. Er war stolz auf ihn, und seine Gedanken gingen fraus in seinem Kopf herum. Beten konnte er hier nicht, das konnte er nur drüben, in der alten Holzkirche und am Grabe der Maruschka. Als er aus der Kirchthür heraustrat, kam ihm eine stattliche Frau mit einem niedlichen kleinen Mädchen an der Hand entgegen.

Ja, Marjata, du bist auch gekommen? rief er. Es war seine älteste Tochter mit der Enkelin, die vor ihm stand.

Sie sah den Peter von der Seite an, und er gab ihr den Blick zurück — nicht eben freundlich. Und dann, auf dem Wege zu Hause, sagte sie geradezu, es sei nicht die Kirmes, die sie hergeführt habe, sondern sie sei gekommen, um dem Vater den Vorschlag zu machen, sein Anwesen zu verkaufen und zu ihr zu ziehen. Ihr Mann sei einverstanden und ließe ihm sagen, es sei das klügste, was er jetzt tun könnte.

Wenn der Vater sich dazu entschließt, zieht er zu uns, sagte der Peter.

„Vater, das werdet ihr uns doch nicht antun?“ rief Margarete.

Woitel sagte gar nichts und ging schweigend zwischen den beiden hin.

Als sie das Holzhaus erreicht hatten, fing das Kind plötzlich zu weinen an.

Es wolle da nicht hinein, sagte es, das sei ein Haus für arme Leute, und es sei auch hungrig und wolle essen.

Die Mutter zog Pfefferkuchen aus der Tasche und schob das Kind vor sich her ins Haus, aber den Alten ärgerte das Weinen des Kindes, und daß es sein Haus ein Armeleutehaus nannte.

Nachher gingen sie alle zusammen ins Wirtshaus, wo Musik und Tanz war. Der Peter ließ auftragen und hielt frei. Er und die Margarete trafen Bekannte, die sich mit an den Tisch setzten. Da wurde viel hin und her geredet, über die neue Zeit und das, was noch besser werden müßte, bis dem Woitel ganz wirr im Kopfe war. Er trank dabei mehr als gewöhnlich, und während er finster und wortfarg gewesen war, als er die Schenke betrat, wurde er nun immer vergnügter, und es schien ihm immer mehr, daß seine Kinder und deren Freunde recht hätten, und daß er ein Esel wäre, wenn er sich länger plagte und arbeitete, nun er es so gut haben konnte. Sie stießen alle miteinander an und lachten,

und der Alte malte seinen Namen in großen steifen Zügen unter ein Papier, daß der Peter ihm vorlegte. Sohn und Tochter lobten ihn, daß er so klug sei, und ein vernünftiges Einsehen habe, und führten ihn dann nach Hause.

Am andern Morgen tat ihm der Kopf weh, und die Glieder waren ihm wie zer-  
schlagen. Draußen wirbelte der Schnee vor dem kleinen Fenster, daß man die alte Kirche  
und die Pappeln kaum erkennen konnte. Was das für ein früher Winter in diesem Jahr



### Ein Hindernis.

H. Wanjura.

war! Der Wittek mußte sich besinnen. Vor 14 Tagen hatte er doch erst die Kartoffeln  
herausgenommen, und nun schon Winter!

Er zündete Feuer an, um seinen Zichorienaufguß, den er Kaffee nannte, zu bereiten.  
Dann holte er das alte Gebetbuch das in der Ecke unter dem Madonnenbilde lag, und  
dessen Verse er alle auswendig kannte, denn in seinem wirren Kopf meinte er, es sei

heute Sonntag. Keine knöchigen Hände waren um das Gebetbuch gefaltet, und zwischen den auswendig gelernten Versen, die er murmelte, stieg ein stummes Dankgebet zum Himmel. Plötzlich unterbrach er sich und fuhr mit der Hand über die Stirn. Wie war denn das? Gestern war ja schon Sonntag gewesen und Kirmes, und der Peter, die Margarete — verstört blickte er um sich. Wo waren sie denn geblieben? Was war denn geschehen? Und deutlich dämmerte der Besuch in der Schenke in ihm auf.

Eine Anruhe erfaßte ihn. Rastlos ging er hin und her. Wo nur der Peter blieb? Wenn er sich nur besinnen könnte, oder wenn der Peter da wäre, daß er es ihm sagen könnte, ein für alle Mal — er wollte nicht aus seinem Hause heraus, er wollte hierbleiben, solange er lebte. Das mit den Rückenschmerzen würde sich ja geben, er war nur nicht recht gesund gewesen in diesem Herbst, nächstes Jahr würde es schon wieder besser sein. Eine Angst überfiel ihn. Wenn er sich nur besinnen könnte auf das, was gestern geschehen war.

Da ging die Haustür. Jemand stampfte draußen den Schnee von den Füßen. Im nächsten Augenblick trat der Peter in die Stube. Seine Wangen waren gerötet, seine Augen glänzten. Er wuschte sich den Schnee aus dem braunen Vollbart.

Sundewetter! sagte er halb lachend, aber, Gott sei Dank, nun ist alles in Ordnung. „Da, seht her, Vater, was ich bringe!“

Er zog einen Beutel aus der Tasche und begann Geld auf den Tisch zu zählen. Das Gold und Silber bligte dem Woiwel entgegen.

„Jesus Maria!“ murmelt er, und die Zähne schlugen ihm wie im Fieberfrost aufeinander, „Jesus Maria, das viele Geld!“

Das ist die erste Rate, Vater. Nachher, bei der Uebernahme gibts noch mehr!

Bei — der — Uebernahme — von — von —

„Wie ihr auch fragt, Vater, Ihr wißt doch, was wir gestern abgemacht haben?“

Dem Alten versagen die Füße den Dienst. Er muß sich setzen. Peter sieht ihn kopfschüttelnd an.

Was ihr nur habt, Vater! Ihr war't doch gestern ganz vernünftig, als ihr mir die Vollmacht ausstelltet, mit der ich nun heute den Verkauf von Haus und Acker abgeschlossen habe.“

Der Alte fährt auf. Ich — ich habe dir eine Vollmacht gegeben? Das ist nicht wahr, das gilt nichts, ich war betrunken! Peter zuckt die Achseln.

„Seid doch gescheit, Vater. Es ist alles beim Gericht festgemacht und nichts mehr zu ändern.“

„Das gilt nichts, das gilt nichts, ich werde es ihnen allen sagen, daß du mich betrunken gemacht hast, um mich zu betrügen! Wo ist die Margarete? Sie wird auf meiner Seite stehen, sie ist meine Tochter!“

Wie ich Euer Sohn bin, und wir haben es beide zu Euerm Besten gemacht und haben uns darüber verständigt, daß die Margarete ruhig abreißen konnte. Und nun will ich Euch etwas sagen: Wenn Ihr zum Richter lauft, und den Verkauf wegen Eurer Betrunkenheit rückgängig machen wollt, so kriegen wir einen Prozeß, den wir verlieren werden, denn Ihr könnt nicht beweisen, daß die Käufer gewußt haben, meine Vollmacht wäre in der Betrunkenheit ausgestellt worden. Und der Prozeß wird all das Geld kosten, was wir für Euer Anwesen bekommen haben.

Woiwel stand auf und trat an den Tisch.

Langsam, mit zitternder Hand, begann er das Geld auf dem Tisch zusammenzustreichen.

„So ist's recht, Vater, nehmt Vernunft!“ sagte der Peter. Solange es schneit und friert, könnt ihr noch hier bleiben. Das habe ich gleich für Euch abgemacht, erst wenn sie anfangen wollen zu bauen, zieht Ihr zu mir. Ein halbes Jahr seid Ihr dann immer bei mir, ein halbes Jahr bei der Margarete. Und das Geld legen wir auf Zinsen in die Kreissparkasse.

Woiwel sagte nicht nein, nicht ja, er steckte das Geld in einen alten Strumpf, um den er die Hände fest zusammenfaltete.

Ihr seid so sonderbar, Vater. Was denkt Ihr denn zu tun? fragte der Peter, unruhig auf den Strumpf blickend.

„Laß gut sein!“ erwiderte Woitel.

Aber — aber Ihr könnt doch das viele Geld nicht hier bei Euch behalten!

„Laß gut sein!“

„Aber Vater, seht einmal, ich weiß doch besser Bescheid mit solchen Sachen!“

Woitel sagte nichts mehr. Er setzte sich ans Fenster, tat den Sack mit dem Gelde zwischen seine Kniee und nahm das alte Gebetbuch wieder zur Hand.

Nun war es Peter, der unruhig hin und her ging. Sein Urlaub war zu Ende, er mußte heute noch fort, und er hätte gern das Geld in Sicherheit gewußt, ehe er den Vater verließ. Aber Woitel war ganz unzugänglich, und Peter wollte ihn nicht mehr reizen, um es nicht völlig mit ihm zu verderben. So mußte er am Ende abreisen ohne das Geld.

Als er fort war, versteckte Woitel den Strumpf im Strohsack seines Bettes, und dann ging er wieder unftet durch Haus und Hof, er konnte nirgends Ruhe finden. Als es zu dämmern begann, hielt er es nicht mehr aus in seiner Stube, die nicht mehr seine Stube war.

Er ging ins Wirtshaus, er wollte Vergessenheit trinken, er ertrug alles, was da auf ihn einströmte, nicht mehr. Er setzte sich an denselben Tisch wie gestern. Der Wirt kam und gratulierte ihm zu dem guten Geschäft. Der wußte es also auch schon, und dann sprach er von dem Peter, was für ein kluger und seiner Mensch das sei.

Ja, ja, sagte der Woitel. Aber in seinem Herzen schrie etwas. „Nein, nein!“ und er trank ein Glas nach dem andern.

Am Ende stand er auf. Der Schnaps nützte ihm heute auch nichts. Wie ein schwerer Druck lag es auf seinem Kopf und auf seinem Herzen.

Draußen hatte es aufgehört zu stürmen. Der Schnee lag weiß und glänzend über den Feldern, der Himmel hatte sich aufgehellt, es war kalt und klargeworden, und dabei blieb ein scharfer Ostwind von Rußland her über die oberschlesische Hochebene.

Woitel trat hinaus. Man konnte den Weg schlecht erkennen, es waren noch wenig Menschen über den frischen Schnee hingegangen.

Mit umflorten Augen sah Woitel die Kirchhofspappeln vor sich aufragen. Er nickte. Ja, ja, die Pappeln! Heute standen sie ganz still und gerade und bogen sich nicht hin und her. Sie waren auch müde, wie der Woitel. Er hatte bisher gar nicht gemerkt, wie müde er war. Aber jetzt — langsam stapfte er über den Schnee hin, ein wenig schwankend. Eine Sehnsucht nach Ruhe und Wärme vermischte sich in seinen Empfindungen mit der Erinnerung an die Maruschka. Ja, was die wohl gesagt hätte zu alldem, was ihn jetzt quälte? Sie wäre geheit, und sie faßte die Sachen immer am rechten Ende an, die Maruschka. Woitel stand still und besann sich. Der Schnaps war doch gut gewesen — wirklich, in diesem Augenblick fühlte der Woitel keinen Kummer mehr, nur soviel wußte er noch, sie hatten ihn geärgert, sehr geärgert, aber es würde ja wohl vorübergehen — mit Gottes Hilfe.

Und jetzt war er müde. Er blickte um sich. Ja, da waren ja die Pappeln, ganz dicht vor ihm, da mußte sein Haus auch in der Nähe sein. Sein Haus — plötzlich fiel ihm alles wieder ein. Der Peter hatte sein Haus verkauft, und er durfte es keinem sagen, damit sie ihn nicht auslachten.

Mein Haus! Mein Gott! Er sollte sein Haus verlieren! Er lehnte sich an die Pappel, und Tränen liefen über seine gefurchten Wangen herab. Er fühlte sich so schwach. Er sank an dem Stamm der Pappel nieder. Der Schnee lag da auf dem weissen Laube, es war so weich dort. Und über den niedrigen, halb eingesunkenen Zaun des Kirchhofes herüber sah er das weiße Kreuz der Maruschka dicht vor sich. Ja, es war gut hier, eben so gut, wie in seinem Hause, das ihm doch nicht mehr gehörte. Nein, besser besser — er würde hier gut schlafen, er war ja so müde, so müde. —

Am andern Morgen fanden sie ihn, er war von seinen Kindern, die ihn betrogen, fortgegangen — zur Maruschka.

# Grenzsperre.

Von Benno Hein.

Sei, war das ein Leben unter der Jugend des schlesischen Grenzortes Deutsch-Pieskar, als die Oester Jäger einzogen und die Grenze gegen Rußland besetzten, um jeglichen Kinderschmuggel zu verhindern! Die Pest war unter dem russischen Rindvieh ausgebrochen und hatte ihre grauen Todeskrallen auch schon über die Grenze auf preussisches Gebiet hinübergestreckt.

Was ist ihr die Grenze!

Meine Eltern wohnten in dem besten Gasthause des Ortes schon viele, viele Jahre. Billig, zu beiderseitiger Zufriedenheit von Hauswirt und Mieter. Denn mein Vater war Gendarm und konnte von seinen 22 Talern Gehalt gerade so einen Taler Miete monatlich für die zwei Stuben und Küche nebst Nebengelass abgeben, und dem Gast- und Hauswirt diente es zur Beruhigung, Tag und Nacht die bewaffnete Macht in greifbarer, hilfsbereiter Nähe zu haben.

Schon ein paar Tage vorher war ich durch meinen Vater von der militärischen Besetzung der Grenze durch das Jägerbataillon unterrichtet worden und genoß insolgedessen in der Schule, wo ich dieses Geheimnis nur den Auserwählten der Klasse unter strengster Diskretion preisgab, ein außergewöhnlich hohes Ansehen, besonders unter den Knaben. — Nun waren sie endlich da, die grünen Soldaten! In unser Haus wurden in den Saal 20 Mann gelegt; außerdem wohnte in den beiden Fremdenzimmern je ein Offizier. Staunend betrachteten wir die Röcke, die Hosen, die Armaturstücke, das Gewehr. Ich mußte ja eigentlich von meinem Vater aus an dergleichen gewöhnt sein und tat auch darin sehr unterrichtet, aber das Fremdartige reizte mich doch ebenso ungemein.

Schon daß die gewöhnlichen Soldaten als Erwachsene deutsch sprachen, mutete uns eigenartig an; denn in unserem Dorfe redeten nur die paar Besseren deutsch, alles Gewöhnliche polnisch. Und dazu der Dialekt. Wir kannten nur das harte, korrekte, jede Silbe ausdrückende Hochdeutsch, wie ein scharf geprägtes Geldstück. Nun hörten wir statt „hier hast du das“, „he huste 's“, statt „sage einmal“, „sug amol“ usw.

Scheu standen wir Jungens, drei Söhne des Wirts und ich, an den Pfosten des Saales und sahen dem Auspacken der Tornister zu. In der Ecke, nahe der Tür, befand sich eine Tribüne für die Musikanten, vom Saale durch weißgestrichene Staketten abgegrenzt. Die Zwischenräume hatten die Soldaten sofort praktisch als Gewehrständer ausgenutzt und die Gewehre hineingelehnt. Der Mutigste von uns allen — es war der Kleinste — schlich sich an der Wand lang bis zur Tribüne; schon war er dort — jetzt strich seine Hand lieblosend über den Gewehrlauf, faßte den Riemen und zerrte daran. Ging kein Donnerwetter los?

Da bekamen auch wir Mut; was der kann, das können wir erst recht. So ein Knirps!

Bald waren auch wir an der Tribüne, stießen den Kleinen undankbar weg und machten uns an den Gewehren zu schaffen. Eins nach dem andern wurde geprüft, verglichen, angefaßt. Unsere Finger waren schon ganz fett.

„Den verfluchten Stob möchte ma doch durch'n Schnaps runterschweefen, Reichelt, meenste nich?“ hörten wir in unserer unmittelbaren Nähe sagen.

„Wenn de meenst“, war die Antwort.

Wir kamen heut aus dem Wundern nicht heraus. So ein gewöhnlicher Soldat führte einen so vornehmen Namen Reichelt, wie ihn sonst nur die Grubenbeamten im benachbarten Scharley hatten. Sonst hieß doch alles nur polnisch mit meistens ski am Ende.

Unser Respekt wuchs.

„Na, Jugens, wer weest, wo's guten Schnaps gibt?“

Im Nu flogen unsere Finger wie in der Schule bei einer willkommenen Frage des Lehrers in die Höhe.

„Hier unten, der Wirt ist mein Vater!“ rief eine uns nur zu bekannte hohe Diskantstimme; es war wieder der kleine Franz, der das Richtige traf.

„Na, da hol mal vor a Behm!“ rief der Jäger, ein großer, schöner Mensch mit gesundem, gutmütigem Gesicht.

Franz stürzte mit der Feldflasche davon, und wir ihm neidisch nach.

Auf besonderes Bitten füllte die Wirtin die Feldflasche weit über das Maß hinaus.

„Donnerwetter“, rief der Jäger, „so viel für a Behm — brr, ist das scharfes Zeug, die Oberpodolier müssen ja Magen haben wie die Ochsen. Hier, Reichelt, trink und gib auch den andern, ich mag das polnische Zeug nicht!“

Die Flasche kreiste, und bald herrschte fröhliche Stimmung. Lustige Soldatenlieder erklangen, und wir standen verteilt bei den einzelnen Soldaten und waren glücklich, wenn wir eine Handreichung leisten konnten.

Tage vergingen; schon kannten wir jeden Jäger des Saales dem Namen nach. Freundschaften wurden geschlossen.

Ich wurde der Bevorzugte des großen, schönen Jägers. Hennig hieß er und stammte aus der Leobschützer Gegend. Dort hatte seine Mutter ein kleines, gesundes Anwesen und wartete sehnsüchtig auf die Ableistung der Dienstzeit ihres Sohnes, damit er dann die Wirtschaft übernehme und heirate.

Hennig war ein zuverlässiger, tüchtiger Soldat und hatte schon die Knöpfe.

Da sah ich ihn eines Abends mit der schönen Jadwiga am Zaune des Hofes stehen. Angrenzend an diesen wohnten in einem kleinen Hinterhause die Gruschkas. Die alte Gruschka war eine Witwe, gelähmt und lag seit Jahren im Bett. Die Tochter, ein bildhübsches, echtes polnisches Blut, arbeitete auf dem Felde oder in der Wirtschaft irgend eines Bauern, soweit sie vom Hause abkommen konnte. Gruschkas einziger Reichtum war eine ererbte kräftige Kuh; sie gab ihnen nicht nur Milch, Butter und Käse für den täglichen Bedarf, sondern lieferte auch noch Milch zum Verkauf.

Gruschkas waren nicht sonderlich beliebt. Die Alte klagte und keifte trotz mannigfacher Unterstützung den ganzen Tag. Die Tochter galt als tüchtig und berechnend.

Bald hatte sie den Schmuck Hennig als den schönsten und gutmütigsten Jäger erkannt und nicht gezögert, sich ihm unauffällig zu nähern. Schon galt sie als sein erklärter Schatz, und er war ihr ein williger Verehrer.

Da kam die erschreckende Nachricht, daß trotz der getroffenen schärfsten Maßnahmen und Patrouillen durch die Soldaten, Grenzaufseher und Gendarmen ein heimisches Kind durch Ansteckung an der Rinderpest gefallen sei.

Die Seuche war im Dorfe. Um sie nicht in die benachbarten Orte zu verschleppen, wurde an jedem Ausgange des Dorfes eine große Bretterbude aufgestellt, die eine Eingang und gegenüber eine Ausgangstür hatte und so groß war, daß ein Wagen mit Vorspann darin Platz hatte. In diese Bretterbude kam eine Annenge Chlorkalk, der sie mit einem stidigen, die Augen zu Tränen reizenden Dunst erfüllte.

Menschen und Tiere, die das Dorf verließen oder ins Dorf hineinwollten, mußten erst in dieser geschlossenen Bude drei Minuten lang desinfiziert werden.

Wir vier Jungen und noch zwei des deutschen Grenzaufsehers, die wir die deutsche Beamtenschule in Scharley besuchten, mußten nun vier Mal am Tage durch diese Bude und kamen uns recht wichtig vor, wenn wir den widerlichen Chlorgeruch ins Klassenzimmer brachten, so daß uns alles im weiten Bogen aus dem Wege ging, selbst der Lehrer.

Eine Kommission, bestehend aus zwei Tierärzten, dem Amtsvorsteher, dem Dorfschulzen, meinem Vater und mehreren Soldaten, ging von Stall zu Stall, von Vieh zu Vieh und untersuchte die Tiere. Wo sich die geringsten Anzeichen der Rinderpest an einem Tiere zeigten, wurde sofort das ganze Vieh beschlagnahmt und davon geführt, um am andern Tage erschossen zu werden.

Der Stall wurde gründlich desinfiziert.

Auch Gruschkas Kuh wurde als verdächtig zum Erschießen aus dem Stalle geführt.

Die alte Gruschka freischte und schrie in ihrem Bette, als ob sie erschossen werden

sollte, trotzdem sie die Kuh bezahlt erhielt. Auch Jadwiga nahm ihren Schürzenzipfel nicht vom Auge.

Hennig mußte an diesem Abend nichts als trösten.

Es war ein buntes Bild, als am nächsten Tage die pestverdächtigen schönen und stattlichen Kinder, von den Soldaten an Stricken gehalten, nach einem weit entlegenen Felde, hart am Grenzfluß Briniža, geführt wurden, begleitet von einem Zug Jäger und einer unabsehbaren, teils klagenden, teils neugierigen Menge.

Ein tiefes Massengrab war schon geschachtet worden; daneben lag ein großer Hügel gelblichten Kalks. Am Rande des Grabes waren Pfähle eingerammt, an die die Todesopfer, ungefähr zwanzig an der Zahl, angebunden wurden.

Jetzt wurde es unheimlich still.

Die Soldaten stellten sich mit den scharfgeladenen Gewehren auf.

Die Menge wurde zurückgedrängt und Posten aufgestellt. Mir klopfte das Herz bis zum Halse hinauf, die Beine zitterten, ich hätte heulen mögen.

Die scharfe Stimme des Leutnants erscholl.

Ein furchtbares Krachen der Salve.

Ein Wanzen und Fallen der Tiere, zuckende Glieder, ein letztes Aufbrüllen.

Jammern und Klagen, harte Verwünschungen wurden laut.

Die Soldaten traten jetzt einzeln zu den Tieren und töteten die noch Zuckenden durch einen zweiten Schuß. Die Stricke wurden zerschnitten und die Tiere in die Grube gewälzt, mit Kalk bestreut und mit Erde bedeckt.

Ein Posten blieb als Wache zurück.

Jadwiga hatte dies alles ihrer Mutter erzählt. Auch vom Posten, und daß ihr Schatz, wie er ihr erzählte, noch heute auf Wache dorthin ziehen müsse.

Nachdenklich lag Mutter Grusčka da.

„Schade um das schöne Fleisch, schade! Wenn man das so holen könnte; da hätte man doch wenigstens Ersatz für die tägliche Milch, die nun ausfällt! — Wann steht denn der Josef dort Posten?“

„Von 12—2 Uhr früh!“

Lange Stille.

Endlich gab es ein Wispern und Tuscheln zwischen Mutter und Tochter. Bald darauf entfernte sich die Tochter, und man sah sie mit Josef Hennig lange, lange hinter dem Tore des Hofes stehen. Darauf eilte sie zu einem Viehhändler, der in dem Rufe eines gefährlichen Schmugglers stand.

Auch dort blieb sie lange Zeit. — — —

Als am nächsten Tage die Jäger im Saale zusammensaßen, Schnaps tranken und Schaffkopf spielten, kam der kleine Oberjäger Peukert herein und rief: „Na, das wird eine schöne Schweinerei geben; in der Nacht ist aus der Grube da draußen ein Kind gestohlen worden! Man hat den Schmuggler, den Zadowski, und einen seiner Kumpanen beim Transport durch eine Patrouille erwischt. Na, der Posten kann sich gratulieren, der da während des Diebstahls jedenfalls geschlafen hat.“

Hennig war totenblaß geworden. Er stand auf, machte sich am Tornister zu schaffen, steckte etwas in die Tasche, ging an die Tribüne, nahm sein Gewehr heraus, als ob er's reinigen wollte, und ging hinaus. Kurz darauf dröhnte ein Schuß vom Boden her.

Die hinauf eilenden Soldaten fanden Hennig mit zerschmettertem Schädel tot auf dem Boden.

Als ich aus der Schule kam, war seine Leiche schon in der Leichenkammer.

# Das liebe Vieh.

Von Herta Dohl.

Die alte Hanne kommt in der frühen, fahlen Herbstdämmerung heim. Ein Reisigbündel strebt steil über den krummen Rücken der Tagelöhnerin. Am Arm ein Korb mit Pilzen, aber nur als Oberschicht. Darunter weiße dicke Wasserrüben und Kartoffeln. Die roten vom Bauer Januschel. Sie stehen dicht am Waldbrand. Es ist ganz einfach, ein paar der dürren schwarzen Stauden herauszuziehen und die runden Knollen in den Deckelkorb kugeln zu lassen. Mehr ist jetzt nicht zu machen. Die Felder sind abgeerntet, der Herbststurm legt kalt über die Stoppeln. Schlechte Zeiten für arme Leute.

Die Anne sperrt den Holzriegel ihrer Kraluppe auf. Da grunzt das Schwein im Stall. Die Alte schneidet eine vergnügte Grimasse. Der Guschif! (Schwein.) Nechzend läßt sie den Paden fallen und schlürft in den Hof. Aber das weiße Angetüm sitzt still in der Ecke und glöht aus schmalen Ritzen traurig die Anne an. Die erschrickt. Im Dorf ist eine Viehseuche. Dem Wehler ist sein Schwein innerhalb vierundzwanzig Stunden krepirt. „An die Luft muß der Guschif.“ Die Alte redet gut zu, drängt schiebend das Schwein, da wackelt auf kurzen Krummbeinen unlustig zum Düngerhaufen. Ehrfürchtig betrachtet Altweiblein die Scharbewegungen ihres lebendigen Kapitals. „So'n Schwein, der Sped“, sie tastet mit küsternen dürren Fingern den Buckel ab. Aber dann in die Küche, Feuer gemacht, Kartoffeln gestampft. Der Magen knurrt, seit Mittag nichts im Leib, doch vorher das Schwein. Erst als ein Teil des Troges unreinlich leer geschmakt ist, laßt die Anne mit feujzendem Abschiedsblick zögernd zurück. Doch Achtung, es ist auch kein ordinäres Schwein. Die Alte hütet es wie ein Glück, das heimlich ersehnt und fast schon aufgegeben, unerwartet das Leben mit runder Behaglichkeit füllt. Im Sommer hatte es täglich sein Bad. Jedes kriechende Gewürm wurde mit sorglichen, spitzen Fingern zu Tode geknackt, auf seinem weißleuchtenden Buckel. Im übrigen verachtet Anne Wasser, und was damit zusammen hängt. Zu den großen Feiertagen wäscht sie sich vorsichtig den Hals, und ihr spärlicher Haarwuchs macht nur jeden zweiten Sonntag nachmittags eine Nachlese notwendig.

Im Winter jährt sich der wichtige Moment, da das Schwein ins Dasein trat. Die alte Anne ruffte damals des Abends bei Glatteis und Tauwetter zum Ackerbürger Januschel. Da saßen sechs ausgediente grauhaarige Weiblein beim Federschleifen und Maulzerreißen. Plötzlich brüllt der Januschel das Geschnatter mit einem Ruf nach der Magd tot. Eins der Ferkel hatte es in den Füßen. Die Josefa war zu nichts gut. Der Januschel lobte etwas vom Halsumdrehen und auf den Mist schmeißen. Das Ferkel meinte er. Da kratzt sich die Anne im Graukopf und faßt mühsam den Entschluß, das franke Tier zu kaufen. Heimlich drückt sie sich in die Küche und winselt zum Erbarmen vor der Januscheken über die schlechten Zeiten, und daß das Ferkel sie vor dem Verhungern schützen kann, bis die verspricht, des Ferkels Untergang zu verhindern. Am nächsten Tage hätte Alt-Anne ihren krummen Arbeitsrücken gern gerade gestreckt, der Stolz saß ihr im Genick, ihr, der Schweinebesitzerin. Und mit Wärme und liebevoll gebrauten Salben verjagt sie den Rheumatismus.

Jetzt planscht die Alte mechanisch mit dem Blechlöffel in der sauren Milch und verdaut wie jeden Abend zum Nachtisch die Ferkelgeschichte mit behaglichem Grinsen.

Da schleicht jemand am Fenster vorbei und tritt still in die Küche. Ein Mädel, nicht ganz jung, mit schwarzen, nebelgetränkten Haarfezen ums blasse Gesicht und leidendem, eingesunkenem Blick. Stumm und fröstelnd drückt es sich an den Herd, durch dessen Ritze die Glut feurige Streifen brennt. Die Anne schlürft hörbar ihre Milch, wischt den Mund am Handrücken, tut blöde. Da legt das Mädel den Arm gegen die Kacheln und das Gesicht darauf. Ein fast tränenloses Schluchzen reizt zitternd an ihren Schultern.

Heul nich, es nuht nisch mehr, sagt mürrisch die Alte und weg da, ich brauch Wasser. Ein hohles, bellendes, Aufweinen: Was mach ich nu, — was mach ich nu.

Die Anne klappert aufreizend teilnahmslos mit dem Geschirr. Da wipft das Mädel zornig die Augen am Jadenärmel. Ihre eingesunkenen Blicke dolchen sich an dem alten Weib fest.

Du bist meine Mutter! schreit sie, und tränkft ihre heißere Stimme mit Hohn, und hast ein Mann? Hast keinen gelt nä, ich kenn nich mein Vater, und keiner im Dorf.

Schweigste, Luder!

Nä, ich bin kein Vieh, jetzt sprech ich, jetzt ist mir alles gleich. Mich kennste nich mehr, seit ich so weit bin, und bist selbst nicht besser gewesen. Wie ne räudige Katze schupfst du mich raus aus der Tür, aber nun laß ich mirs nicht mehr gefallen, nu geh ich nich mehr.

„Waa —“

„Nä!“

Tack, tack, tack, tack, tack, pendelt die alte Uhr. Da löst sich die Starrheit der Alten, wie eine böartige Katze springt sie das Mädel an:

„Mach dich raus! Duu —“

„Nä“, trohzig und drohend hält die schwarzhaarige stand. „Du bist meine Mutter, hier bleib ich“, und verzweifelt: „Wo soll ich hin, die Frau hat mich heut rausgejagt —“

„Jesses!“

„Sie hättts schon eher merken können“, stellt trocken das Mädel fest.

„Jesses Maria!“ Die Alte beginnt plötzlich zu winseln. „Lieber Gott, so eine Strafe, wo ich selber nicht satt essen hab!“

„Schwindel nicht, im Stall ist das Schwein, Kartoffeln und Holz hast genug gemaust.“

„O mein Gott, das schlechte Mensch, o mein Gott!“

„Jetzt gib mir Brot, mich hungert.“

Die Alte tut taub, aber zähe stemmt sie sich gegen den Tischkasten, ihre zahnlosen Kiefer bewegen sich lauend.

Das Mädel ist nicht schwächlich, aber an der Mutter vergreift sie sich nicht.

Sie sieht den Höllenschlund und gierig leedende Flammen. Ihre Arme fallen schlapp herunter. Ein Schweres Nachdenken, das ihr Gesicht vierzigjährig macht, ein dumpfes banges Würgen im Hals. Da schleicht sie verzweifelt zur Tür. Draußen Nacht, Nebelbrodem und trübe fiderndes Getropf. Nur über den Wiesen eine matte blinzelnde Helle, da kämpft der Mond um den Vortritt. In der Nähe rauscht der Fluß.

Die Schwarzhaarige planscht auf derben Sohlen durch das Gras. Sie fröstelt nicht mehr, sie friert, ihre Zähne klappern. Ganz nahe gurgelt das Wasser. Da zuckt sie mit gellendem Schrei zurück. Ein dunkles Weib bückt sich über den Wasserspiegel. Doch gelobt sei Gott, es ist nichts, bloß der Weidenstamm, der verfluchte. Vor drei Jahren ging hier die Bündlern hinein, aber die Bündlern trug ein schweres Kreuz, der Mann schlug sie wie ein Vieh. Die Kinder wimmerten, weil das Brot nie reichte. — Und doch sagen sie, daß ihre arme Seele in Herbstnächten am Fluß klagt. „Heilige Gottesmutter, Erbarmen!“ Das Mädel keucht, ihr Herz hämmert und hämmert das feine, drängende Klopfen, das andre, in ihrem Leibe nicht tot. Mörderin — Mörderin!

„Die Angst — die Angst.“ Kein Gedanke an den Verführer, keiner an die geisernde Alte, rasende, die Glieder lähmende Angst. Das Wasser spült gluckend um die Schuhe. Ja, die Schuhe, die müssen runter, teure Schuhe, und das Tuch, das bunte Tuch, mit dem sie der Anton verrückt macht. Und jetzt, — nein es geht nicht — noch ein bisschen — ein kleines bisschen. — Hinter der schwarzen, stufenden Tiefe lauert die Hölle. Da, ein Aufatmen — lang, inbrünstig, erlöst: „Heilige Magdalena, du bist meine Patronin, heilig bist du und hast gesündigt wie ich, hast freilich gebüßt, aber was soll ich tun — wo soll ich hin — ich weiß ja keinen Weg mehr aus meinem Unglück —“ und erzwungen mutig die Hände vorgestreckt, ehe das andre wiederkommt: „Heilige Magdalena, bitt für mich arme Sünde —.“ Ein schweres spritzendes Klatschen, erschreckt wogt das Wasser in wilden Kreisen. Eine Wilbente flattert aufgestört freischend über die Tiefe. Dann Stille, Finsternis und mattes Regengegetropfe.

Es kommt der Morgen. Da findet der Kuhhirt Hanusch, der einen schlechten Zahn zum Arzt trägt, das Tüchel am Fluß und die Schuh, schaut blöde und verständnislos auf den Wasserpiegel und — plötzlich hoppla zurück ins Dorf und gelärmt.

Es kommen vier Männer mit stummen Gesichtern durch das surchende Wasser gerudert, die stochern mit Stangen den Grund auf, daß der Schlamm gelbgrün hochquirlt. Am Ufer lauert das Dorf, alle haben Zeit. Die Weiber zischeln vom Warten gepeinigt, über die Magdalena. „Was für ein schlechtes Mensch!“

Da finden sie die Lene; im Weibengestrüpp haben sich ihre Röcke verankert. Die Weiber kreischen entsetzt, schlagen die Schürzen über die Augen, versteht sich, durchsichtige Schürzen. Dann Rückzug. Der Hanusch prozig voran, die Aufregung hat das zwickende Weh betäubt.

An die Tür der Kaluppe hemmern derbe Säuste. „He Anne, schläfft! Aufgemacht Anne!“ Nichts regt sich.

Sie is drin, meldet sich wichtig der Hanusch-Kolumbus, der die platte Nase gegen die angelaufene Scheibe drückt. Nachdenkliche stumme Pause.

„Kaluppe hat hinten eine Tür“, drängt Bartsch-Marie mit der tropfenden Habichtsnase. Lösung; Aufsatmen.

„Annach!“ Ein gellender, allgemeiner Ausschrei. Der Zug stockt im Rahmen der Küchentür. Die Weiber glozen stumm, schauernd. Auf dem Ziegelboden lauert die Anne, das ist nichts. Die Anne hockt auf ihrer Bettbede, das ist etwas, aber neben der Anne liegt das Schwein, und das Schwein ist verreckt, und die Alte krault wimmernd den unförmlichen Kopf in ihrem Schoß.

„Bist verrückt, he Alte?“ Der Schulze drängt sich schwer vor, würdig, gebietend. Altweiblein duckt sich scheu. „Weg is er gegangen, mein Guschil, weg is er gegangen“, heult sie klagend.

Der Schulze kratzt sich hinters Ohr. Schlimme Geschichte. Die Weiber verstummen vor soviel Anglüd.

„Hättst beizeiten zum Tierarzt geschickt.“

Die Alte grinst nur mitleidig. „In der Nacht hat er in der warmen Stub gelegen, und ich habe gewacht und den Würgteufel besprochen, es hat nix genützt, weg is er gegangen, mein Guschil, wie es hell wurde“; sie wimmert teilnahmslos von neuem. Da brüllt hinten der Josef, der taub ist und sich langweilt:

„A macht' voran mit der Leich!“

„Leich“; die Anne schielt mißtrauisch hoch, das Wort ist nackt, das Wort ist brutal, es hat einen die Kehle kitzelnden Verwefungsbeigeschmack.

„Die Lene ist ins Wasser gegangen“, erklärt der Schulze erleichtert. „O Jesus, Maria, o mein Gott, was strafft mich“, kreischt heulend die Alte. Ihre dürren Arme durchsuchteln die Luft. Die Weiber reden sich auf Zehenspitzen.

„Es hat jemand gesehen, wie das Mädel am Abend zu dir ging“, versucht der Schulze auszuhorchen und wundert sich noch lange über seine Schlaueheit.

„Wer?“ fragte die Alte, aus dem Gleis geworfen, und wischt sich den Kummer vom Gesicht.

„Nu halt einer“, murmelt verlegen der Mann. Die Anne bekreuzigt sich fromm. Kein Lebendiges war da, bei meiner Seele, dann wars — sie bekreuzigt wieder, schauernd, scheinheilig. Die Weiber bekreuzigen sich mit: „Was ist die Anne gestraft.“ Den Schulzen packt etwas wie Mitleid: „Die Lene mag ins Spritzenhaus, in der Kaluppe ist kein Platz.“

„O lieber Herr! Fünf Taler geb ich für'n Sarg. O goldener Herr! Gott lohns euch!“ Die Alte kriecht näher, drückt das nasse stopplige Runzelgesicht auf die fetten derben Hände des Sprechers.

„Und nu, ihr Maulaffen, wirds Zeit, daß ihr euch wegschert“, kommandiert erhaben der Schulze dem Dorf, von Widerwillen gewürgt. Man horcht, träge — seufzend.

Nacht acht Tagen kommt die Anne wie gewöhnlich mit ihrem Holzbündel aus dem Wald. Weiche lose Schneeflocken durchflattern träge die Luft. Früher Winter. Die Alte tritt in die stumme Angemütlichkeit ihrer Behausung, haucht in die starren Hände, geht zum kalten Herd. Da knacken dürre Reiser, da prasselt fressende Glut. Bald schnüffelt die Alte den Dampf der plappernden Kartoffeln. Sie stellt den Napf mit der sauren Milch auf den nackten Tisch, tunkt die Kartoffeln ins Salzhäuflein und iszt ohne Hunger. Es bleibt ein Rest übrig, den betrachtet die Alte, lange. Aber dann lauscht sie. Beim Janusheck nebenan ist Viehabfütterung, und das lüftern-gemeine Grunzeln der Schweine dringt aufdringlich herüber. Da kullern zwei Tränen in die saure Milch, die eingedrückte Brust der Frau zieht ein erstickender Schmerz zusammen, und klagend murmelt sie: „Mein Guschil, mein Guschil, mir is bange.“

### Reime des Klapidudel.

Unser oberschlesischer Klapidudel ist ein Mischling aus dem Münchener Klapphorn und dem oberschlesischen Dudel oder Widelhopf, der in der Freude über einen gefundenen Ruhfladen sein lustiges Hup-hup-hup ertönen ließ. Der oberschlesische Klapidudel hat vor der Abstimmung im „Pieron“ seine Stimme besonders oft laut und launig vernehmen lassen. Nachstehend einige Proben, die Sesslit-Klappidudel verbrochen hat.

Wenn dir beese Menschen kränken,  
Muß du sich nichs Schlimes denken,  
Sonnern bei Gelegenheit  
Sei zur edles Tatt bereit.

Ibberschrift: Die Backseife.

Großeltern sowie die Tanten  
Un die Onkels sin Verwandten.  
Aber jeddes junges Man  
Schaff sich was vill bessres an.

Ibberschrift: Die Kuhstine.

Nemme dankbarr jedem Fennig,  
Arbeit niemals was zu wenig,  
Freun dir bei Salz un Brott,  
Sei zufridden, Iddiott!

Ibberschrift: Der Unterbeamte.

In den Korb is Stroh geschittet,  
Weil die Chenne drinnen brittet.  
Nach parr Wohen endet das,  
Aus dem Britten wurde was.

Ibberschrift: Verfaulte Eier.

Es stimpf, das zieht des Wassers Pracht  
Dem Menschen an mit dunkler Nacht.  
Den gett auf Straß besoffener Schwein  
Fällt er bestimpf im Rennstein rein.

Ibberschrift: die Nige.

Ein Kind hat sich zehn Feng genemmt,  
Jez stett vorn Vatter er beklemmt.  
Un weil er tumm is un nich liggt,  
Chaut ihm der Vatter wie verrückt.

Ibberschrift: Erlich währt am längsten.

Schwiggermutter am gestadde  
Von den Meere sich gebadde.  
Haifisch is dort zwar geschwohmen,  
Doch is er nicht rangekohmen.

Ibberschrift: Der Anglik.

Zuerscht loft ihm das Töchterlein  
Mit falschen Blick ins Chaus chinein,  
Chierauf besauft ihm Alter schlimm  
Un dicke Alte fesselt ihm.

Ibberschrift: Der Verlobung.

In dem Bette ligg ein Zigger,  
Wo das is ein blutgeriger.  
Ahlen is er wohl bekahnt,  
Desters wird er Flob genannt.

Ibberschrift: Das Wanze.

# Oberschlesisches Tanzlied.

Um 1840 aus Böhmen in Oberschlesien eingeführt. In anderer Fassung auch in Bayern bekannt.



The first system of music consists of two staves. The upper staff is a vocal line in treble clef with a key signature of one flat and a 2/4 time signature. The lower staff is a piano accompaniment in treble clef, featuring a simple harmonic accompaniment with chords and single notes.

Ich und mein jun - ges Weib      tön - nen schön tan - zen;  
Sie mit dem Bet - tel - sack,      ich mit dem Ran - zen.



The second system of music continues the vocal line and piano accompaniment from the first system. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of chords and single notes.

Hop - sa - sa    hop - sa - sa      tra - la - la - la      tra-la-



The third system of music continues the vocal line and piano accompaniment. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of chords and single notes.

la - la    hei - sa    ju - hei      ju - hei

Ich und mein junges Weib hab'n kein Zuhause;  
Sie stammt aus dem Fliederbusch, ich aus der Klausse.

Ich und mein junges Weib wollen eins essen;  
Sie liebt den Hirsebrei, ich die Kalbsheffen.

Ich und mein junges Weib wollen eins saufen.  
Sie immer vor'm Kappelstanz, ich vor dem Raufen.

Ich und mein junges Weib gehen jetzt schlafen;  
Sie auf die Ofenbank, ich auf den Safen.



# Der Slowak.

Von Robert Kurpiun.

Die Gurglocke klinkt. Die Hausfrau, in der Küche mit der Zubereitung des Mittagmahls beschäftigt, geht selbst öffnen, weil gar niemand da ist. Sicherlich wieder ein Fechtbruder, glaubt sie unwillig aus der jaghaften Art des Klingelns schließen zu dürfen. Je näher der Winter, desto mehr vergrößert sich die Zahl jener, deren Heimat die Landstraße der weiten Welt, deren Dach der kalte Nachthimmel, deren Arbeit der Schweiß der andern ist.

So die Regel. Aber wer weiß, wie manch ein bedrängtes, kämpfendes, wieder zur Höhe strebendes Herz unter dem großen Haufen mitwandert, im glühenden Sonnenbrand, im eifigen Wintersturm ratlos durchs Leben schleicht und bei Glücklicheren um menschliches Verstehen und helfendes Vertrauen bettelt.

Darum öffnet die Hausfrau. Ein Slowak, ein Drahtbinder steht vor ihr. Zuerst erschrickt sie, denn man hört mitunter nichts Gutes von jenen Gefellen. Aber bei dem Anblick dieses Elendsten aller Mühseligbeladenen schwindet jede Spur von Furcht und macht tiefem Erbarmen Platz.

In welligen Strähnen quillt grauweißes Haar unter dem kleinen Filzhut mit schmaler Krempe hervor und umrahmt ein wegmüdes, verwelktes Greisenantlitz. Tief aus ihren Höhlen spähen matt leuchtende Augen suchend umher. Um herb niedergezogene Mundwinkel hängt ungepflegt ein weißer Bart hernieder. Aus jedem Riß des zermürbten Kleides, aus jedem Loche des zeretzten Bundschuhes dringt klagend ein Ruf bitterer Not. Sinfällig in Alter und Sorge, stützt sich die einst hohe, jetzt tiefgebeugte, armselig-dürstige Gestalt auf einen derben Stod. Die Hände, die ihn halten, zittern vor Kälte, denn draußen geht ein harter Wind über winterentkleidetes Land. Und winterlich ersterbend ist auch der Hauch, der von dem Alten ausgeht.

Und doch! Ist er nicht wie viele seiner Brüder einst in der Vollkraft freudigen Schaffens ausgezogen aus seinem grünumrauschten karpathischen Waldtale, um fern hinter den Bergen in dem weiten ebenen Land, wo die Sonne länger und wärmer scheint, wo das Leben mächtiger und wärmer flutet, sein Glück zu suchen.

In Sturm und Wetter und harter Zeit Jahrzehnte durch Stadt und Land gepilgert, hat er gehofft und um das Glück gekämpft. Jedes Jahr, so oft er von Weib und Kindern aus dem Tale schied, war die Hoffnung auf Brot im Alter mitgezogen. Hunger und Entbehrung hatten sie treu begleitet. Das Haar war gebleicht, der Leib kraftlos geworden, da begann auch die Hoffnung zag und matt zu werden, und nun verlor sich ihre letzte Spur im dürren Sande der Trostlosigkeit. Der rauschende Quell, der einst stark und kühn aus Berg-Waldtäsen hervorgestürzt, er mußte in fremder, brennender Wüste verfliegen und vereinsamt sterben.

Ein Frösteln überschauerte die Frau. Voll Teilnahme betrachtete sie den hilflichen Alten, und ernste Gedanken durchzitterten bang ihre Brust. Wohin wird am Ende die Lebensbahn derer neigen, die ihrem Herzen lieb und teuer sind? Wer weiß es?

Panuchna, bitte! Drahtbinder wird Topf flechten, bitte! Ein paar erlernte deutsche Broden zwischen slowakischer Rede. Aber die Hausfrau versteht ihn. Er langt von der rechten Seite ein gänzlich verrostetes Drahtbündel hervor — so dürstig wie er selbst — und rückt an der vielfach geflickten, ledernen Werkzeugtasche. Von ihrem einst stolzen Muschelschmuck gibt nur noch ein einziges Schneckenhörnchen kläglich Zeugnis ab.

Nein, Alter, es ist nichts zu flechten!

Nichts, Panuchna? Slowak kann auch eiserne Töpfe löten, hier Panuchna! Er weist auf eine Schachtel mit Zinkblechstreifen und Lötzzeug an seiner Linken und holt daneben ein vielverbeultes, blaues Emailleflännchen, dessen verlötherten Boden er schlecht und recht geflickt hat, als Beweis seiner Geschicklichkeit hervor.

Danke Alter! Leider nichts zu löten. Nichts, Panuchna? Nein, gar nichts!

Gar nichts! Keine Arbeit! Murmelt gepreßt der Alte vor sich hin. Noch schlaffer werden seine Züge, noch tiefer die Falten darin, noch müder seine Augen. Die gebeugte

Gestalt sinkt noch mehr in sich zusammen. Ein gequälter Seufzer hebt die eingefallene Brust. Dann legt sich ein wehmütiges, entsagendes Lächeln um die welken Lippen, stumm schaut er vor sich hin, nun richtet er sich fast gewaltsam auf, rückt seine Bürde zurecht und scheidet sich zum Weitergehen an.

Die mitleidige Frau will gerade eingreifen, da kommt ihr kleiner Junge die Treppe herab, in der Hand eine große Butterknife, woran er vergnügt schmaust. Er bemerkt den Alten, der Alte ihn, bleibt stehen und kann nicht genug betrachten, wie dem Kinde das Brot schmeckt. Starr hängen des Slowaken Augen an dem Brote, und wie der Knabe seine Kiefer bewegt und kaut, schluckt er mit, und kaut, schluckt und würgt und schaut, und sein heißer verzehrender Blick kann sich von dem Knaben nicht losmachen. Habt Ihr Hunger, Alter? fragt die Frau.

Der Slowak zuckt zusammen, hält inne und wendet sich nach der Sprecherin um, deren Anwesenheit er vergessen hat.

„Hunger — ja — Panuchna! Viel Hunger!“

„Habt Ihr heute noch nichts gegessen?“

Stumm schüttelt der Alte den Kopf.

„Und gestern?“

Er zuckt mit den Schultern; seine Augen hängen wieder an dem Brote des Kindes. Das aber empfindet und versteht die Not des Nächsten noch nicht.

„Setzt Euch auf die Treppe, Alter! Ich bring Euch gleich etwas.“

Wieder schritt der Angerufene auf, wendet sich und wirft einen dankbaren Blick der Sprecherin nach. Sie erscheint gleich darauf mit einem Napf heißer Suppe, einem Stück Fleisch darin und einer dicken Brotschnitte. Gierig greift mit Auge und Hand der Hungernde nach der Nahrung.

„Langsam, Alter, die Suppe ist heiß!“

Der Slowak hört nicht. Mit Heißhunger schlingt er die ersten Bissen hinunter. Aber dann hält er inne. Der geschwächte Magen scheint die Nahrung nicht fassen zu können. Allmählich wird der Alte ruhiger. Seine Blicke wechseln zwischen der Mahlzeit und der Geberin hin und her. Bald ist der Napf leer, das Brot verzehrt. Der Slowak erhebt sich, reicht den Schnapf zurück und will der Frau nach seiner Sitte den Saum des Kleides küssen. Sie wehrt es ihm.

Arbeit, Panuchna, Arbeit! Slowak will nicht betteln, will flechten, Topf flinken oder sonst Kreuzer verdienen und zurück nach Ungarland gehen zu Kindern! Eindringlich fleht der Alte.

Die Frau ist ratlos. Was für Arbeit soll sie ihm zuweisen? Der Garten ist kahl, der Hof gelehrt, das Holz geschlagen. Da fällt des Alten Auge durch die offene Haustür auf den Hof und leuchtet auf. So schnell es seine steifen Glieder erlauben, legt er Tasche und Bündel ab. Draußen hat er einen Haufen Kohle erblickt, der nach dem Anfahren des Einräumens in den Keller harrt. Eine Schaufel steht daneben.

Schon will der Slowak zugreifen, da hält ihn die Frau zurück.

„Laßt das, Alter, die Arbeit ist zu schwer für Euch!“

„Nicht schwer, Panuchna; Slowak zwingt alles.“ Und lächelnd will er hinab gehen.

„Nein, nein, die Arbeit dürft ihr nicht machen, Alter! Die Kohlen gehören nicht mir; eine arme Witwe, die viele kleine Kinder hat, ist schon dazu bestellt. Da läßt der Slowak traurig den Kopf hängen.

„Witwe und kleine Kinder werden haben auch Hunger, mehr als Slowak. Muß ich weiter gehen.“

So schnell wie er aufgetaucht, ist der Lichtstrahl freudiger Hoffnung wieder verglommen, und ein Zug müder Verzagtheit umspielt wie vorhin des Alten Lippen. Er hebt Tasche und Bündel auf und müht sich, sie umzuhängen.

Die Frau greift in ihre Tasche, dem Slowaken einen Groschen zur Heimkehr zu spenden, findet aber als kleinste Münze nur ein nagelneues 25-Pfennigstück. Das ist etwas viel für jeden, der da anklopft; sie kann es aber nicht übers Herz bringen, den vom Schicksal niedergedrückten Greis ungetröstet und freudlos ziehen zu lassen und reicht ihm das

Geldstück hin. Der Alte reißt die Augen auf und mustert ungläubig die blanke Münze. Dann schüttelt er den Kopf und will sie nicht nehmen. Er hat solch ein Stück, das erst kurz vorher eingeführt worden ist, noch nicht gesehen und hält es für wertloses Spielzeug.

„Panuch“ a will Spaß machen mit alten Slowaken, raunt er verlegen und versucht zu lächeln. Da sei Gott vor, Alter, daß ich euch zum besten haben sollte! Nehmt nur, ist richtiges Geld, fünfundzwanzig Pfennig, fünfzehn Kreuzer, setzt sie ernst hinzu, um dem ungläubig dastehenden Manne das Verstehen zu erleichtern.

„Fünfzehn Kreuzer?“ Ein paar Kupferpfennige, auch mal einen Fünfer, hat er wohl schon öfter erhalten. Aber solch ein neues, blankes Stück, 25 Pfennig, 15 Kreuzer? Seine Hand greift danach, seine Augen weitgeöffnet, ruhen bald auf der Gabe, bald auf der Geberin und suchen in ihrem Antlitz zu lesen, ob alles auch Wahrheit sei.

Nun, nehmt doch, Alter! Ist ehrliches Geld! Da endlich, zögernd, zaghaft, streckt er die Hand aus, empfängt die Münze, schließt aber die Hand nicht, sondern starrt auf das Geld und dann auf die Frau.

Das alles für mich — und ohne Arbeit? — bez roboty? —

Bez roboty? — Immer wieder murmelt er diese Worte und kann sich gar nicht zu rechtfinden. Dann löst sich das gefesselte Staunen, und freudiges Leben befreit des Alten Herz. Leuchtenden Auges schaut er sich um und weiß nicht, wie er danken soll. In seiner Verlegenheit greift er bald nach seinem Bündel, bald nach der Tasche und faßt nach seinem Bündel, bald nach der Tasche und faßt nach seinem Hute. Die Hausfrau aber hat sich dem Danke entzogen, ist in den Vorraum der Wohnung zurückgetreten und hat die Tür angelehnt.

Bez roboty? — Ohne Arbeit? — Und nach einer kleinen Pause: Dann will ich für die Panuchna beten.

So hört sie den Slowaken sprechen, und es wird ihr so eigen ums Herz. Sie will die Tür schließen, da sieht sie durch den Spalt den Greis auf den kalten Steinfliesen neben seinem Bündel knien. In der Linken noch immer das Geldstück, mit der Rechten den verwitterten Hut an die Brust gedrückt, den Kopf gesenkt, murmelt er halblaut lange, unverständliche Gebete. Durch das hochgelegene Flurfenster dringt helles Tageslicht herein und spielt um des Slowaken weißen Scheitel. Der kleine Junge steht noch immer da, aber er hat aufgehört zu essen. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, betrachtet er verwundert den merkwürdigen Mann.

Nun erhebt sich dieser, setzt den Hut auf, hängt Tasche und Bündel um, wirft noch einen Blick nach der Tür und auf das Kind und geht. Vor dem Hause an der Gartenpforte bleibt er nochmals stehen, seine Augen spähen die Fensterreihe der Wohnung entlang, ob er seine Wohlthäterin nicht dort finden könnte. Das Geldstück fühlt er immer noch in seiner Linken. Von Zeit zu Zeit, indem er die Straße hinabschreitet, bleibt er stehen, betrachtet es, schüttelt den Kopf, schaut um sich, und leise sprechen seine Lippen:

Bez roboty? — Ohne Arbeit? — Er kann darüber nicht hinwegkommen. —

Wie spiegelt sich der Lauf vor dem geistigen Auge dieses naiven Naturmenschen?

Klar fühlt er, daß niemand ein Recht besitzt, Wohlthaten zu fordern und sich aus dem Schweisse des Nächsten zu nähren. Daß aber demgegenüber die eherne Pflicht besteht, Wohlthaten und mitzuteilen, diese Erkenntnis hat der Hunger nach Brot sein Leben hindurch ertötet. Und daß diese Pflicht keine drückende Last, sondern eine erhebende Seligkeit bedeutet, solches beglückt in sich selbst zu empfinden, hat die ringende Not seiner Tage ihm verwehrt.

Und daher war er arm, nicht, weil er nichts besaß. Und daher war die Frau reich, trotzdem auch ihr Brot nur gerade das Leben fristete. An ihrer Tür stand nicht jenes trostlose Armutserzeugnis: Mitglied des Vereins gegen Wanderbettelei. Still und rein, aber persönlich von Hand zu Hand zu geben, diesen beglückenden Reichtum ließ sie sich nicht von denen rauben, die als Beauftragte der organisierten Allgemeinheit das Wohlthun zu Sport und Schaustellung, das Geben zu einer Last, und das Nehmen zu bitterer Demütigung erniedrigen.

# Mein Oberschlesien.

Ein Gesprächel von Otto Sach.

**Karlik:** Oberhäuer im Grubenkittel, Grubenmütze mit Hammer und Schlegel, Grubenlampe Stock mit Fäustel. Arbeiterhaus mit Vorgarten. Unterm Fenster rechts eine Bank, links einer großer Klotz als Sitz.

**Marinka:** Karliks Frau in oberschles. Frauentracht; Zopf mit Schleife nach vorn über die Schulter gelegt; Blusenhemd, kurze Puffärmel, rote Perlenchnur um den Hals, Leibchen, bunte Schürze, dunkler Rock mit farb. Band, rote Strümpfe, Schnürschuhe. Korb mit Äpfeln und Birnen. Schüssel mit Schäl-  
messer.

**Juzu:** Slowak, hemdärmelig, Weste mit blanken Knöpfen, braune Jacke mit rotem Futter umgehängt. Blaue Hosen, Riemenschuhe ohne Sentel, Tasche mit Draht, Zange, Mäuse- und Mattensäge.

**Marinka:** auf einer Bank vorm Hause, Äpfel schälend

Wieder ein schöner Herbsttag; die weißen Wölkchen am Himmel, die frische blaue Luft und an den Bäumen die Birnen und Äpfel Ei, das gibt Backobst und Klöße und Speck, das schlesische Himmelreich! Freilich, die Schwalben sammeln sich schon zur großen Reise und dann kommt der kalte Winter.

Wo nur der Mann wieder so lange bleibt? Pünktlich wollte er heute zum Essen kommen, und nun warte ich schon eine ganze Stunde auf ihn. Da sitzt er gewiß wieder beim Steiger. Immer hat er etwas Neues, eine Vereinfachung, eine Verbesserung! Wo er nur die Gedanken her hat!

Oder sollte ein Unglück geschehen sein? Sind doch vorige Woche wieder drei Mann bei dem Abbau auf der alten Strecke verunglückt. Wieder muß einer mehr mit einem Stelzbein gehen. Und doch haben die braven Leute immer frohen Mut.

Immer singen sie ihr schönes Lied:

Im Hintergrunde wird das Lied von einem kleinen Chor gesungen.

Wenn schwarze Rittel scharenweis  
Hinab zur Grube ziehn,  
So höret man bei Hiß und Eis  
Nur frohe Melodien.  
Bergmannsblut hat frohen Mut: Glückauf!

Doch eh' der schwarze Rittelmann  
Hinab zur Grube fährt,  
Stimmt er ein frohes Loblied an,  
Das seinen Herrgott ehrt.  
Bergmannsblut usw.

Und ist die schwere Schicht vollbracht,  
Denkt er an Weib und Kind,  
Sagt seinem Kamerad „Gut Nacht!“  
Und eilt nach Haus geschwind.  
Bergmannsblut usw.

Während des Liedes lauscht Marinka verträumt und am Ende tritt Juzu links auf der auf einer Mundharmonika die letzte Strophe begleitet.

**Juzu:** Gu'n Tag, Frau Oberhäuer!

\*) Singweise aus „Bei Grubenlicht und Sonnenschein“ von Adolf Scorra, Breslau, Verlag von A. Rothe.

Marinka: Guten Tag, Suzu!

Suzu: Frau Oberhäuer, möcht eine Mausfalle kaufen? Gute, neue Mausfalle! Kommt polnisches Maus, klapp, schnapp, is gefangen! Oder Rattifalle? Feste, gute Rattifalle; is Ratti gleich tot! Oder Frau Oberhäuer, ist sich Topf zu drahte oder Schüssel? Ganz schnell und billig. Habe ich gute, feste Draht, auch schene, gelbe Messingdraht.

Marinka: Zeigt auf einen Topf auf der Bank.

Ach ja, da ist der Gürkentopf und hier eine große Milchschüssel! (Holt Letzere aus dem Hause). Aber mach' es fein, Suzu. (Schaut nach rechts.) Na, endlich kommt der Mann; ich habe doch seine Schritte gehört. —

Karlik: Glück auf, Marinka.

Marinka: Glück auf, Karlik!

Karlik: Hast wieder warten müssen. Bist doch nicht böse!

Marinka: I, wo werd ich denn!

Karlik: Aber das Ratterwerk ist fertig. 1, 2, 3, sind Staub- Ruß- Würfel- und Stückkohlen sortiert und fallen ohne weiteres allein in ihre Wagen. — Ei, da ist ja auch der Slowak! Na, Suzu, bist wieder mal hier? Kommst von Zakopane oder von Jablonka? Was ist bei den Polaken los?

Suzu: O panie, ist in Pole schlecht, ist sehr schlimm, is große Not, is alles teuer, auch viele Diebe und Räuber in Pole.

Karlik: Ja, ja, immer das alte Lied. Marinka, da ist es hier doch besser. Eine neue Grenze haben sie zwar gezogen, polnische Namen haben sie unseren Drien gegeben. Murcki heißt jetzt unser schönes Emanuelfegen, und Morgenrot heißt Chebzy. Ja, es ist fast zum Lachen. Mögen sie ihre polnischen Namen noch so rot auf die weißen Schilder malen, unser Land, unser Oberschlesien und wir Menschen, wir Heimattreuen bleiben doch deutsch!

Suzu: Is in Pole noch ganz polnische Wirtschaft. Die Bauern kann Land nich ackern, hat keine eiserne Pflug, und Pferd will auch nich puzen, un Rübe sin sehr dreckig. Ochse hat Bauer gar nich, is selber Ochse; nur Schweine un Gänse hat viele, aber nich fettel! Un auf Gruben is ganz schlimm, sind in Pole kein Steiger un kein Maschinensführer. Maschine sin verrostet un ohne Del. Die Züge kommt alle zu spät; sauf die Chachare auf jede Schtazon. Ich lauf schneller als sie kann fahre.

Karlik: Ja, ja, Suzu, hier ist es jetzt auch so, seit die Polen hier regieren. Unsere Gruben können die Kohlen nicht los werden. Die Halunken bringen ja keine Wagen ran. Wir schütten die Kohle auf die Halden, und wenn die voll sind, müssen Feierschichten gemacht werden. Natürlich gibts weniger Lohn und die Leute machen Krach. Das war, als wir deutsch waren, anders. Da konnten wir nicht genug Kohlen schaffen, da wurde überall tüchtig gearbeitet, da mußten Doppelschichten gemacht werden. Die Züge gingen auf die Minute. Auf der Hütte wurde Tag und Nacht gearbeitet. Von Gleiwitz bis Earnowitz, bis Myslowitz war ein Feuermeer, ein Almeisenhaufen von Arbeit, Verdienst und Leben!

Da fauchen Maschinen — und sausen Turbinen,  
 Da kommen die Wagen — von Schalen getragen,  
 Da poltern die Kohlen in die Räume die hohlen. —  
 Dort rollen die Erze — in der Defen Herze,  
 Dort fließet das Eisen — in allen Weisen,  
 Dort raffeln die Ketten, die wenden und betten,  
 Dort kreischen die Sägen — wenn sie Schienen zerlegen.  
 Es rufen Sirenen — in schrillen Tönen  
 Sur Arbeit, zur hastenden Arbeit.  
 Ja, das ist das Hohe Lied der Arbeit!

**Marinka:** Halt, Halt, mein Freund! Du preißest jetzt wieder nur das Großartige und Gewaltige der Kohlengruben und Eisen- und Zinkhütten hier im Wunderdreieck, wie Du es nennst. Denk' doch auch an das übrige, schöne Oberschlesien, an Oberschlesiens Kornkammern und Gemüsegärten: Ratibor und Leobschütz, Neustadt, an den Reichtum und Wohlstand ohnegleichen. Denkst Du garnicht an meine Heimat bei Kosel? Siehst Du nicht mehr den Oderstrand mit seinen schönen Ufern? Siehst Du nicht mehr die saftigen Wiesen von Deschowitz? Die wogenden Getreidfelder und die duftigen Klee- und Lupinenschläge? Siehst Du nicht mehr die herrlichen Tannen- und Buchenwälder am Annaberge? Siehst Du nicht mehr das schöne Tal von Scharnosin? Hörst Du nicht mehr die Finken schlagen und die Amsel ihr „Liebchen, komm doch mit“ rufen? Weißt Du noch? —

**Karlit:** Ach Gott, ja! Das war eine schöne, schöne Zeit, da sang ich ja auch

(Karlit singt, Juzu holt seine Mundharmonika hervor und spielt, während Marinka wieder Aepfel schält und zeitweise auf den Gesang hört):

Als ich dient auf ei-nem Gut, war'n vier Mädchen,  
 jun-geß Blut war'n vier Mädchen jun-geß Blut.

Ich erdient mir eine da,  
 S' war die schöne Marinka.  
 Tausend Küsse tauscht' ich ein,  
 Für ein silbern Ringelein,  
 Mutter gab die Betten her,  
 Dreißig Taler und noch mehr.  
 Dann im Maien Hochzeit war,  
 Sänschen lachte um Neujahr.

Marinka (springt auf und umhast ihren Mann): O, Du Lieber! Und nun steht hier unser Häufel! Hier im Gärtchen ist unser Schmuckkästchen. Sieh da die bunten Astern und Georginen. Die goldenen Sonnenblumen lachen mit uns zum Himmel hinauf. Und freust Du Dich nicht schon auf die fette Martinsgans? Steh, wie die Ziegen dort munter springen und hör', wie die Gänse lustig schnattern! Liva! Liva!

Karlit: Ja, ja, meine liebe Marinka! Du hast recht. Unser Oberschlesien ist ein schönes Land, von Oppeln bis Ratibor, von Neustadt bis Lublinitz.

Karlit und Marinka: Ja, Oberschlesien ist ein schönes Land!

Karlit: Ich hab' der Länder viel gesehen — mit Bergen und mit Burgen, mit Tälern und mit Gründen, mit Städten und Dörfern und Kirchen und Klöstern. Unser Oberschlesien aber geht mir über alles!

Suzu: Ganz recht, Herr Oberhäuer, ganz recht, junge Frau Oberhäuer; Oberschlesien sehr schönes Land, viel schöner als Polen. Das immer sehr lieben! Aber, liebe Herr, liebe Frau, haben sie ganz vergessen ober-schlesische Leute. Sin Oberschlesier sehr gut, ob sprechen deutsch oder polnisch, is ganz egal. Unglück in Grube unten oder auf Hütte oben is ganz egal; fragt nich: Kamerad, bist Deutscher oder Pole, helfst immer! An in große Krieg sin auch alle gezieht, deutsche und polnische Oberschlesier, ham alle für Deutschland kämpfen. „Jestem prusakiem, zkaczy me nolore“ haben ober-schlesische Pole gesungen. War nich in Not und Tod is ein Gott. Also lieber Panie, liebe gute Panuchna, unser Oberschlesien sehr lieben!

Deutsche Reich war nur Preuße, deshalb woll sich Preuße sein.

Karlit: Nu, freilich, freilich, lieben wir unser Oberschlesien; Oberschlesien ist unsere liebe, schöne Heimat und soll es bleiben, aber nur als deutsches Land. Deutsches Land war es, ist es und muß es bleiben! Deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Ordnung, deutscher Fleiß sollen sein der Heimat höchster Preis!

Alle drei (in den Vordergrund tretend mit schwebender Geste):

Oberschlesien war deutsch, ist deutsch und bleibt deutsch!

Glück auf für unser liebes Oberschlesien!

Oberschlesien Glück auf! Glück auf!

---

---

## Kettet das Deutschtum in Oberschlesien! Tretet dem Oberschlesischen Hilfsbund bei!

Mitgliedsbeitrag für Einzel-Mitglieder 6,— Mk., für korporative Mitglieder 20,— Mk. pro Jahr. — Nähere Auskunft beim Oberschlesischen Hilfsbunde, Berlin NW 52, Schloß Bellevue

# Schönwald, ein Zeuge deutscher Treue.

Von Otto Sach.

Sechs und einhundert Jahre, mitten unter Polen an deutscher Sprache, Tracht und Sitte festhalten, aus deutscher Heimat mitgebrachtes Erbe hüten und erhalten, aller Anfechtung polnisch zu werden, widerstehen, ist wahrlich einer Ehrung und Beachtung wert. Eine solche, verhältnismäßig seltene Erscheinung von zähem Festhalten an echtem reinen Deutschtum hat die Gemeinde Schönwald in Oberschlesien gezeigt; sie darf billig als Zeuge deutscher Treue gerühmt werden.

Als die schlesischen Herzöge in Oberschlesien den Wert deutscher Bildung und Arbeit erkennend, eine größere Eindeutschung betrieben, kamen, einer alten Ueberlieferung nach 1269, wie nach Mittel- und Niederschlesien, Franken auch nach Oberschlesien und gründeten hier südlich von Gleiwitz die urkundlich genannte, treue Gemeinde Schönwald oder in der noch heut üblichen Sprache Suenewald.

Schönwald ist heute ein geschlossenes Reihendorf mit etwa 500 Gebäuden, 2300 Hektar Feldmark und fast 4000 Einwohnern. Ursprünglich trieben die Schönwälder zum größten Teil Flachs- und Hopfenbau und zogen mit ihrer Ernte bis Breslau, Posen und Krakau; später lebten die Männer meist vom Fuhrwesen, manche sollen 30 Pferde besessen haben, und mit Kohle, Holz, Erzen und Mehl bis nach Böhmen, Sachsen, Galizien und Polen gefahren sein. Die Eisenbahn schränkte das Fuhrwesen immer mehr ein und die Schönwälder wurden nun sesshafte, fleißige Bauern, die das Feld neusten Forderungen gemäß bestellten. Leider wurden die Besitzungen, obwohl nach und nach manches Stück von benachbarten Gemeinden zuerworben wurde, durch Erbteilungen immer kleiner, es gab nun mehr Halb- und Viertelbauern; 150 Hektar gingen durch Feldwege und Grenzraine der Nutzung verloren, und manch junger Mann geht jetzt in Gruben und Hütten und Fabriken. Die Wirtschaften waren meist weiß-, grün- oder blaugetünchte Holzbauten mit kleinen Gemüse- oder Blumengärten an der Straße; der Stall stand im Winkel, die Scheune quer zum Hause um den geräumigen Hof; die Einfahrt hatte oft einen großen, fränkischen Torbogen. Leider, wieder leider, schwinden diese schönen Gehöfte und weichen, regierungsseitig befohlen, rohen Ziegelbauten.

Der Schönwälder ist ein deutscher Bauer, also auch dickköpfig, mißtrauisch und verschlossen, beim Gleiwitzer Gericht bekannter Kunde, hat aber auch sein gutes deutsches Wesen, deutsche Sitte und Sprache treu bewahrt. Mit Fremden spricht er schriftdeutsch, sonst eine an das Fränkische und Schlesiische erinnernde Mundart mit einem kleinen Einschlage von Polnisch. Doch de Suenewauba sab'n nach 'm Seeger und assa Plunken und Pettsken oder Sur met Sperka, d. h. auch die Schönwälder sehen nach der Uhr (Seeger nicht von pln. zegar, sondern von — dtsh. Zeiger) und dessen Aepfel (pln. plonka = Aepfel) und Backobst (pln. piec = backen) oder saure Suppe mit Speck (pln. spirka = Speck). Bei vielen solcher Eindringlinge ist der Ursprung, wie z. B. bei Seeger sehr schwer festzustellen, nachweislich ist die Zahl der polnischen Eindringlinge kaum merklich. Poslak, d. h. Schicketanz, ist wohl vom polnischen poslac = schicken abgeleitet, aber das Schimpfwort Kalemba offenbar vom deutschen Kalb. Daß die Schönwälder den Polen nicht freundlich gesinnt sind, sagt das Spottsprüchlein:

De poma (Polen) fun (fuhren) nach Roma (Kohlen).

De Muter slopt (schleppt) de bouma (Bohlen) = Bäume

Der Joske (Josef) juot der Sau atnoch (nach),

Diu fila se bede ana Loch (da fielen sie beide . . .).

Wie aus den beiden ersten Zeilen ersichtlich, ist der Lautwandel ein ziemlich weitgehender, und es bedarf oft eines schärferen Sinnens, um die Bedeutung zu finden; viele Wörter sind aber sehr leicht zu verstehen, die geschriebenen leichter als die gesprochenen.

Mitunter finden sich in diesen Seelenspiegeln recht derbe Ausdrücke, die allerdings in der Mundart bedeutend milder klingen als im Schriftdeutsch. Ein solcher Spottvers lautet: Josa, beosa, liff a Sa! most jo mune faiertag; Saif, Joske, faif! heste nech gefesa, heste nach de Josa sew gefesa.

Wie die Sprache haben die Schönwälder ihre alte Tracht bis in unsere Zeit leidlich rein erhalten, die Frauen mehr als die Männer, die viel Stadtkleidung angenommen haben. Die Männer tragen eine kurze, schwarze oder dunkelblaue Jacke mit Umlegekragen und zwei Reihen weißer Perlmutterknöpfe; da die Jacke offen getragen wird, tritt unter ihr vorn eine dunkle Weste mit 16 Perlmutterknöpfen hervor, deren oberste am kleinen Stehkragen weiteren Abstand haben; die schwarzen Tuchhosen stecken in langschäftigen Stiefeln. Den Kopf bedeckt im Sommer ein niedriger, runder Filzhut, im Winter eine schwarze Schafpelzmütze. Ein Stolz der mündigen Männer ist ein großer, schwarzer Mantel.

Die Frauen tragen über einem groben Hemd mit kurzen Ärmeln ein Nieder (bruslak) und einen weiten, faltigen, meist schwarzen Rock (kiecka), der unten ein handbreites rotes Band hat; die Schürze ist dunkelrot, dunkelgrün oder schwarz und hat lange, bunte Bänder. Zum Ausgang wird eine kurze, schwarze Jacke (Glente) oder ein dunkles Umschlagtuch „Sirmatiko = Vormachtüchel“ mit buntnumigem Bande getragen. Dieser bunte Schmuck der Tücher ist eine besondere Liebhaberei, ein Stolz der Frauen und Mädchen und wird von jeher eigenhändig und freihändig, d. h. ohne Vorzeichnung gearbeitet. Um diese, durch Einführen von billigerer Fabrikware bedrohte Kunst zu erhalten, ist seit einigen Jahren eine Stickerstube in Schönwald eingerichtet, in der auch über den eigenen Bedarf hinaus solche Tücher, Decken, Kissen u. dgl. hergestellt werden. Die Stickerstube hat gleichzeitig die Aufgabe, die Dorfmadchen von Abwegen abzuhalten und bodenständig zu machen, wie eine Lesestube die Jugend an den Abenden nutzbringend unterhält. Die Gründerin dieses, für das Volkstum bedeutenden Unternehmens ist Frau Frieda Raiffig in Gleiwitz.

An Festtagen wird statt der Glente eine Faltenjacke, Faudajacke, getragen. Ein reizender Putz der Frauen sind auch die bunten Hauben mit weißem Pelzbesatz und buntnumigen, gleichfalls selbstgestickten Bändern. Leider ist gerade dieser schöne Putz, den fromme Betschwestern als eitel bezeichnen, immer mehr im Schwinden; er wird nun durch schwarze, am Rande buntnumige Kopftücher ersetzt. Auf dem „Ringe“ in Gleiwitz hat man an Werktagen Gelegenheit, sich an Schönwälder Trachten zu erfreuen, wenn die Frauen und Mädchen mit Butter, Käse, Eiern und Gemüse oder Beeren und Obst auf dem Markt sitzen und die Männer auf dem Ferkelmarkt ihre Grunzelchen feilhalten. Aber auch an Festtagen und bei häuslichen Feiern wie Tausen, Hochzeiten und Begräbnissen erscheint alles in der althergebrachten Tracht. Die Hochzeiten werden noch am strengsten nach alten Gebräuchen gefeiert. Auch heiraten die Schönwälder fast nur innerhalb des Dorfes; hin und wieder im nahen Richtersdorf und Petersdorf. Wunderbarerweise hat die Inzucht nicht schädlich gewirkt, es gibt nur einige Schwachsinnige und Taubstumme im Dorfe; im übrigen sind die Schönwälder ein gesunder, kräftiger und arbeitsamer Menschenschlag, der dem Heere tüchtige Männer, der Wirtschaft in Haus und Feld fleißige Frauen und der Schule rege Kinder stellt.

Vorstehende Mitteilungen sind im wesentlichen Konrad G u s i n d e s Geschichte von Schönwald entnommen. Eine Hochzeit habe ich in Schönwald noch nicht mitgemacht, wohl aber das vorjährige F r o n l e i c h n a m s f e s t und dieses bot mir Gelegenheit, der Schönwälder Treue zu ihrem Glauben, ihrer Tracht und Wesen in vollstem Umfange kennen zu lernen. Eine tiefe, innere Weihe lag über dieser Feier, obwohl sie der 1246 von der Königin Julia von Lüttich gegebenen Anregung zufolge das Sakrament aus den geweihten Mauern der Kirche auf die Straße hinausführt, um es aller Welt zu zeigen, damit ihr Anbetung, Lob und Dank gebracht werde. Die fromme Gemeinde hatte auch wirklich alles getan, das Fest in würdigster Weise zu feiern. Die Straße war von der Kirche bis zur Mitte des Ortes mit Eichen-, Birken- und Eschenzweigen geschmückt, in den bekränzten Fenstern der Häuser standen Heiligenbilder, billige Farbendrucke, aber auch gute Radierungen. In feierlichem Zuge bewegte sich die Prozession mit Fahnen und Kreuzen von der Kirche auf der Straße zu den Stationen. Schulmädchen in weißen Kleidchen, mit offenem Haar und bunten Schleiern, aber auch in roten Trachtenröcken, schwarzen Leibchen und um den Kopf gelegten Schöpfchen, Jungen in dunklen Anzügen und Mützen, Brautjungfrauen der hl. Kirche mit Myrthenkränzchen und brennenden Kerzen, Männer im schwarzen Geh-

rock und Zylinder, die Feuerwehr in Gala und am Schluß die Frauen in ihren schwarzen Röcken, bunten Damastschürzen und mit bunten Stickereien geschmückten Kopflüchern. Großartig wirkten die vierstimmigen, von Thomas von Aquino stammenden Gesänge des Schönwälder Männerchors, während der Priester vor den Stationen die Gebete sprach und unter einem Baldachin das Allerheiligste trug; geradezu erschütternd aber war in der Kirche am Schluß eine sechsstimmige Motette und unter dem Brausen der Orgel des alten Ambrosius-Lebeums. Anstreitig war Jung und Alt vor und in der Kirche von wahrer, frommer Andacht erfüllt und fühlte sich eine innige, heilige Gemeinde.

In bereitwilligster Weise führte mich eine Lehrerin der Stiebtube nach der Feier in die ihr als sehr wertvoll bekannten Häuser, und Frauen zeigten ihr sauberes Heim und ihre bunten Schätze. Da war in einem alten Hause mit eigenartig verbundenen Balken der Haustür eine Stube, deren Deckenbalken alte Schnitzereien schmückten, da stand eine riesige Bettlade, eine Art Himmelbett, da eine blaue mit bunten Blumen bemalte Truhe mit Brautkleid, Nieder und Brautkrone von Großmutter Buchta; ein Enkelchen mußte das Leibchen anziehen und eine pelzbesetzte Mütze aufsetzen, um die Pracht zur Geltung zu bringen; sogar ein Rafentüchlehen mit unglaublich feinem Hohljaumuschmud war noch da. „Großmutter, Mutter und Kind“ traten an, — nein, gaben sich mit Du und Du wie gute alte Bekannte und boten als willkommenen Imbiß Brot und Rührei mit Sped! Großmutter Buchta wird wieder jung beim Anblick ihres Braut schmudes, erzählt von der letzten großen Hochzeit, auf der sie noch die alten Tänze

„Rudelsuppe, Schöpfensfleisch, ist das beste was ich weiß“  
und „Muff, muff geht's im Hause 'n ganzen Tag herum,  
junge Mäd'el gehn grade, alte Weiber frumm“

getanzt und neckt meine freundliche Begleiterin mit ihrem neuen Freier. Leider sind die alten, eigenartigen und schlicht sinnigen Tänze und Weisen nur noch wenigen Frauen und Männern geläufig, werden von neuen verdrängt und geraten ins Vergessen. Unerklärlich sind nur in dieser alten deutschen Siedelung bei der treu erhaltenen Sprache die polnischen Familiennamen *Bremora*, *Kempa*, *Kaschek* u. dgl. Und seltsamerweise haben gerade diese Familien wie die Buchta wohl die schönsten Stücke alten Geräts und alter Kleider; auch alte Bücher, Gesang- und Gebetbüchlein wie alte Kalender sind ihnen Heiligtum, die Spuren steter Benutzung zeigen. Ehrliche Frömmigkeit und reine Gesinnung, wie gutes, freundliches Benehmen spiegelt das offene, freundliche Sichgeben der Schönwälder.

Trotz der vielen oben erwähnten Erbschaften hat Schönwald doch noch einige recht große Wirtschaften. Mitten im Orte G's Hof mit schönem, massiven Haus, sauberen Ställen und einer Scheune mit drei Tennen! Hinter dem Hofe ein lauschiges Plätzchen: einen Tisch und eine Bank unter einer alten Linde; nahe murmelt ein Bächlein unter Eichen, Eichen und Erlen. Eichendorffstimmung! — Vom Trillern der Lerchen begleitet, die über hohen Roggen-, Gerste- und Haferfeldern, über blühenden Klee- und saftigen Rübenslägen schwebten, führte der Heimweg nach Glewitz zu einer Höhe, von der aus der Blick über die nahe, neue polnische Grenze nach Antonienhütte schweifte. Wanderer stehe still und — — —

Ernste Gedanken, Betrachtungen und Pläne drängten sich auf; auch das junge Gemüt meiner freundlichen Gefährtin fühlte das Schwere, Herbe, Traurige, das uns der Verfallener „Frieden“, der Genfer Spruch und der Vertrag von Spaa gebracht haben. Und dennoch nicht verzagen; hoffen und glauben an ein Morgenrot — es liegt so nah, dort drüben! Chebcy haben es die Polen umgenannt. Wir lassen es nicht. Schönwald soll uns ein Beispiel sein; was deutsch war muß deutsch bleiben. Sorgen und schaffen müssen wir ohne Ruh und Rast, alles Verlorene wieder zu gewinnen. Möge es der alten, deutschen Gemeinde Schönwalds, wenn auch die polnische Grenze jetzt in ihre unmittelbare Nähe gerückt ist, weitere Jahrhunderte ihre alte, liebe deutsche Sprache und Sitte, ihren deutschen Sinn in deutscher Treue zu hüten und zu wahren vergönnt sein!

---

---

## Der falsche Graf.

Von D. Sach.

**W**or 60 Jahren war's, mein Bruder trug die ersten Hosen,  
Da kam vom Schloß nach Ems der Graf gefahren,  
Im weiten Forst nach einem Hirsch zu pirschen,  
Und weil er grad Geburtstag hatte,  
So wand die Mutter einen Strauß,  
Und schickte ihren Hosenmaß,  
Und schickte ihren Hosenmaß,  
Mit einem Sprüchlein aufzuwarten. —  
Nun saß am Haus auf einer Bank ein Mann  
Mit blauem Rock und rotem Kragen,  
Mit Knöpfen, silberglänzend hell,  
Mit schneeweißen Lederhosen  
Und Stiefeln glänzend schwarz und gelben Stulpen  
Und einem Hut, gleich glänzend schwarz  
Und silbern Band und silbern Rand. —  
Vor diesen Mann trat just der kleine Lockenkopf,  
Er dacht: die Kleider machen Leute;  
Ach nein, ein Graf galt damals mehr als heute.  
Drum sprach der Mann auf seiner Bank:  
Nein, nein, mein Sohn, ich bin nicht Graf,  
Dort, dort der Herr im Zwinger bei den Hunden,  
Im schlichten Jägerkleide wie dein Vater,  
Das ist der Graf, dem gib den Strauß! —  
Das schien dem Hosenmaß nicht wahr,  
Und traurig will zur Mutter er zurück. —  
Der Graf, der alles dies gehört, gesehen,  
Kommt straks herbei, nimmt auf den Arm  
Den kleinen Gratulanten, herzt ihn ab,  
Nimmt seinen Strauß — und ist  
Zum duft'gen Kaffee auch noch Bube,  
Die schnell gebacken, frisch und warm.

---

---

## Wilhelm Fikner.

Fikner, der mit Kollmann und Hegenscheidt zu den führenden Männern der ober-schleſiſchen Eiſenverarbeitungsinduſtrie gehört, wurde am 8. Februar 1833 in Gleiwitz geboren. Sein Vater, ein Schmiedemeiſter, übernahm 1836 die Schmiedearbeiten für die von Graf Hugo Hencel von Donnersmard neu errichtete Laurus-Hütte und gründete 1855 auf dem Gelände der Hütte eine Keſſelſchmiede, aus der bis 1869 ſchon 435 Keſſel hervorgegangen waren. Wilhelm Fikner



beſuchte die Privatschule des Ortes, dann die Realschule am Zwinger in Breslau, mußte ſie aber als Primaner verlaſſen, da ihn ſein Vater dringend in der Werkſtatt brauchte. Dort machte er eine ſtrenge Lehrzeit durch. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war er in der Schmiede tätig als beſter Arbeiter, bald auch als beſter Berater ſeines Vaters. Er fühlte aber die Notwendigkeit, auch noch andere Werke kennen zu lernen, und ſo arbeitete er drei Jahre als Praktikant bei Borſig in Berlin und bei Ruſſer in Breslau.

Nach Laurahütte zurückgekehrt, trieb er neben seiner früheren Tätigkeit noch umfassende theoretische Studien. Im Gewerbeverein zu Rattowitz, den damals der hochbegabte Dr. Holzke leitete, fand er anregenden Verkehr; namentlich verband ihn enge Freundschaft mit dem Zivilingenieur Nad. Eine von seinem Vater 1868 errichtete Nietenfabrik leitete er, bis sie 1874 sein jüngerer Bruder Richard erwarb. Nach dessen Tode, 1895, fiel sie an die überlebenden Geschwister. Als die Hütte 1869 das Gelände, auf dem die Kesselschmiede stand, selbst brauchte, errichtete Figner mit Hilfe seines Vaters auf eigenem Grund und Boden eine Kesselfabrik, die bald einen weit über Oberschlesien hinausreichenden Ruf gewann.

Figner war Kaufmann und Techniker zugleich, darin lag das Geheimnis seiner Erfolge. Auf großen Reisen nach Rußland, Oesterreich, Frankreich und England wußte er neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und seine Kenntnisse zu vermehren. Er verstand es, tüchtige Männer an sich zu fesseln, so seinen langjährigen kaufmännischen Direktor Heinrich Schneider und den Oberingenieur Wilhelm Martin. Darum konnte er die schweren Krisen, von denen die deutsche, namentlich auch die obereschlesische Industrie heimgesucht wurde, glücklich überwinden. 1881 gründete er in Sosnowice eine zweite Kesselfabrik, die 1895 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Er hatte mit einfachen Siedekesseln angefangen, ging aber bald auch zu Cornwallekesseln verschiedener Systeme über. Bis zu seinem Tode hatten fast 5000 Kessel seine Fabrik verlassen. Er führte als erster in Oberschlesien die hydraulische Nieterei ein. Mit der Kesselfabrikation verband er die Herstellung von eisernen Rohren und Behältern aller Art, die durch Einführung der Wasserstoffschweißerei eine ungeahnte Ausdehnung erreichte. Er fertigte Reservoirs für Brauereien, Zuckersfabriken und Wasserleitungen an, Zellulosekocher, Rohrleitungen und Bohranlagen in jeder beliebigen Größe. Er lieferte die Dükerrohre für die Hamburger Wasserleitung in Stücken von 20 m Länge, 6 m lichter Höhe und einer Wandstärke von 12 mm; Davits und Geschützmasten für die kaiserliche Marine, vollständige eiserne Uferbefestigungen, Masten für elektrische Leitungen, Kran Säulen u. dergl. wurden fertiggestellt; Leuchtbojen aller Größen nahmen aus Laurahütte ihren Weg fast in alle Meere der Welt. Auch der Fahnenmast vor dem Bismarckschen Schloß in Schönhausen entstammt seiner Werkstatt.

Diese geschäftliche Tätigkeit war begleitet von einer regen sozialen Fürsorge für seine Arbeiter. Er baute gesunde und behagliche Arbeiterhäuser, eine Badeanstalt, errichtete eine Haushaltungs- und Handfertigkeitsschule, gründete eine Arbeiterpensions- und Unterstützungskasse. Auch persönlich kümmerte er sich um seine Arbeiter und nahm an ihrem Ergehen lebhaften Anteil. Für die Kirche in Laurahütte, die nach der Revolution von seinem Sohne, dem Kunstmalers W. Figner, mit Fresken geschmückt wurde, stiftete er mit seinem Bruder Richard zusammen die Glocken. Es gab kaum ein Gebiet, auf dem er seine soziale Gefinnung nicht betätigt hätte.

Seinem Leben hat die äußere Anerkennung nicht gefehlt. Er wurde 1895 zum Königlichen Kommerzienrat ernannt, erhielt mehrere Ordensauszeichnungen, war Kreisdeputierter, Abgeordneter des Provinziallandtages und Mitglied der Handelskammer. Er war ein vornehm denkender Mann von weitem Gesichtsfreie und ungeheurer Arbeitskraft. Sein Haus war eine Stätte edler Geselligkeit und reicher Gastfreundschaft; doch seine glücklichsten Stunden verlebte er im Kreise seiner zahlreichen Familie. Seine Frau, sechs Söhne und sechs Töchter überlebten ihn, als er am 3. Januar 1905 starb.

Aus Andrae, Schlesien des 19. Jahrh., Wilh. Korn's Verlag in Breslau.

# Anfänge der Eisenindustrie im Kreise Groß-Strehlitz.

Von Dworaki.

Die Eisenindustrie im Kreise Gr. Strehlitz ist nicht neuen Datums. Schon 1436 besaß Kroschnitz einen Eisenhammer und Boritsch 1558 ein Eisenhüttenwerk. Auf dem Territorium der Tostler Herrschaft gab es gleichfalls um die Mitte des 16. Jahrhunderts Eisenwerke, wie aus Urkunden und Akten des Kaisers Ferdinand I. ersichtlich ist, der einem Herrn von Redern sein Besitztum, d. h. die Herrschaft Tost mit allen Herrlichkeiten, Obrigkeiten, Eisenhämmern, Hammermeistern, Wäldern usw. verlieh. — Die Anlage von Eisenwerken in den an der Malapane und dem Himmelwitzer Wasser belegenen Teilen der Kreise Gr. Strehlitz, Oppeln und Gleiwitz, erschien infolge der in der Nähe befindlichen Erzlager, der Wasserkraft und der Menge von Brennstoff, den die ungeheuren Wäldungen boten, äußerst günstig. Diese Vorteile benutzte der große König und ließ durch den Oberforstmeister Redau drei Meilen von Oppeln entfernt, an der Malapane das Hüttenwerk Malapane anlegen, um die für die Behauptung Schlesiens notwendige Munition an Ort und Stelle zu bereiten. Später entstanden die Königl. Eisenwerke in Dembio, Hammer, Jedlitz und Kraschew.

Auf dem Terrain Gr. Strehlitz—Tworog befanden sich auch schon in früherer Zeit Eisenhüttenwerke, wie das in Handowitz, das 1777 durch einen Orkan völlig zerstört wurde. Auch Zulfau, Potnoża, Wessolla, Kotten und Tworog besaßen welche. Die beiden letztgenannten sind 1580 errichtet worden, gingen 1584 ein, um von Graf Leonhard Colonna auf Tworog um 1668 wieder hergestellt zu werden.

Ursprünglich geschah das Schmelzen des Eisens durch das Luppenfeuer. Ein Augenzeuge, der Königl. Preussische Oberkonsistorialrat Zöllner beschreibt dieselben in folgender Weise:

„In einem kleinen runden Herde, welcher hier unmittelbar in der Erde angebracht ist, werden die Erze durch die gewöhnlichen Hilfsmittel zu einem Klumpen von zwei bis drei Zentnern und darüber eingeschmolzen. Dieser Klumpen heißt die Luppa und wird gleich unter dem Hammer zu Stabeisen ausgeschmiedet, anstatt daß bei den hohen Ofen erst ein mittleres Produkt unter dem Namen des Roheisens erzeugt, solches im Frischfeuer abermals erweicht und mehr gereinigt, hierauf aber unter dem Hammer ausgereckt wird. Da bei dieser Schmelzarbeit die Hitze bei weitem nicht so konzentriert werden kann, als in einem hohen Ofen, so kostet dieselbe ungleich mehr Kohlen und vermindert das Ausbringen des Eisens. Wo daher Kohlen und Eisensteine in einem hohen Preise stehen, und das Kapital zur Erbauung eines hohen Ofens, welches freilich weit in die Tausende geht, erübrigt werden kann, da zieht man die Gewinnung des Eisens mittels des hohen Ofens mit Recht den Luppenfeuern vor. Dies ist auch die Ursache, warum in ganz Oberschlesien keine weiteren Luppenfeuer außer Tworog angetroffen werden.“

Philipp Graf Colonna suchte nach Antritt seines Erbes den Hüttenbetrieb zu verbessern, und zu vermehren. Er erhielt 1781 die Genehmigung zur Errichtung eines hölzernen Hochofens bei Gr. Stanisch, der mit Blasebälgen betrieben wurde und wöchentlich 300 Zentner Roheisen zu liefern imstande war. Bis 1782 hatte er 3 Frischfeuer angelegt. Die beiden Neuanlagen nannte er „Colonnowska“ — nach seinem Namen — und „Bosjowska“ nach dem Königl. Stahlinspektor Bosz, der Colonna bei Anlegung der Werke mit Rat und Tat beigestanden hatte. Den Wassermangel der Malapane, der für die Hochofen in Colonnowska als Uebelstand empfunden wurde, beseitigte Colonna durch die Anlage der großen Schleufe und des großen Kanals. 1801 ist der hölzerne Hochofen durch einen massiven ersetzt worden, und bis 1805 war in Colonnowska ein zweiter Hochofen. In Sandowitz hat Colonna 1780 die beiden Luppenfeuer in Frischfeuer verwandelt, in Swierkle ein ebensolches angelegt und 1790 in erstgenanntem Orte ein Kolbenfrischfeuer nebst Zahnhammer bauen lassen. Bis zu diesem Jahre war daselbst ein Hochofen, bis 1810 bestand

dasselbst ein zweiter. Neu angelegt wurden Frischfeuer, ferner 1783 in Rowollowska und Rogolowicz; in Alt-Zulkau trat anstelle des Luppenfeuers 1781 ein Frischfeuer, 1795 ist in Neu-Zulkau ein neues Hüttenetablissement errichtet worden. In demselben Jahre bestanden in Tworog und Kotten Luppenfeuer, in Botemka und Wessolla Frischfeuer. 1800 ist das Luppenfeuer durch einen Hochofen ersetzt worden.

Das Rohmaterial für die Hüttenanlagen ist aus dem der Baronin von Larisch gehörigen Orte Gr. Stein, bei Kreuzburger-Hütte und an der Malapane hergeholt worden. Da aber diese Erze nicht ausreichten, mußte eine Zufuhr von Erzen aus den Gruben des Grafen Lazarus Hendl auf Simianowicz herbeigeschafft werden, was die Eisensabrikation durch die Fuhrlöhne sehr verteuerte. Die Heizung der Hüttenwerke erfolgte mit Holz, später mit Torf und Steinkohle. Die Erzeugnisse wurden per Achse nach Gr. Strehlitz, dann nach Geschowicz gebracht und dort auf Schiffe verladen.

In der Folgezeit sind die bestehenden industriellen Anlagen seitens ihrer Besitzer bedeutend verbessert und ausgebaut worden.

## Heimat.

**F**riede in die Felder legt  
Abends Atemhauch.  
Wo die Liebe rings sich regt,  
Da erheb' ich auch.

Namenloser Güte Quell  
Steigen Sterne still.  
Alles auf der Welt wird hell,  
Weil mein Herz es will.

Mensch inmitten hehrer Flur  
Ist so schön zu sein.  
Einer Glocke Silberschnur  
Fängt den Mondenschein.

Bruder Wald, in deinem Herz  
Nachtigallenlaut . . .  
Ach ich bin voll seligem Schmerz,  
Daß ich dies geschaut . . .

. . . Muß ich auch einst dunkler Ruh  
Bleich entgegengehn;  
Dann strahlt mir noch einmal zu,  
Was ich heut gesehn.

Bild, in meine Einsamkeit  
Einzig eingefügt,  
Du gehst mit mir aus der Zeit,  
Dem dein Glanz genügt.

Atme, Abend, atme süß,  
Keiner stört den Schlaf.  
Wärs, daß ich dich leise grüß,  
Als des Glücks Seraph.

Wärs, daß ich schon tot und leicht  
Ueber dich hinbeb,  
Nur daß du so unerreich  
Licht bleibst im Geschwab

Deiner Bäume schwarz und schwank,  
Deiner Düfte Strahl.  
Mit fernsilbrigstem Gesang  
Fällst du in das Thal.

(Im Walde von Lubowicz)

Alfred H e i n .

## Oberschlesiens älteste Urkunden.

Oberschlesien war schon in vorgeschichtlicher Zeit, d. h. wohl 2—3000 Jahre v. Chr., von germanischen Stämmen besiedelt, das beweisen die vielen Gräberfunde, die allenthalben in unserer Heimat, bei Oppeln wie bei Ratibor, bei Neustadt wie bei Kreuzburg gemacht wurden und immer wieder noch an den Tag kommen. Da sind die irdenen, unglasierten Gefäße, deren Formen im Gegensatz zu den slawischen eine stete und schöne Entwicklung zeigen, von den einfachsten Töpfen ohne Rand und Fuß und mit nur kleinen Oesen bis zu den schöngeformten dreihenkeligen mit feingefühlten Teilungen. Dann die Geräte und Waffen von Groschowitz bei Oppeln: die Messer, Scheren, Klammer-



Oberschlesische Gräberfunde.

nadeln von Bronze und Eisen wie die Lanzenspitzen, Spitzsporn und das 72 cm lange Bronzeschwert, der prächtige Schildbuckel sind derartig nur bei den Germanen gebräuchlich gewesen. Griechen und Römer hatten das Kurzschwert, Slaven den türkischen Dolch und Sarmaten den trummen Säbel. Selbst der wunderbare Silberfund von Wieliczka bei Oppeln: der Kübel mit dem zierlichen, mit Köpfen geschmückten Henkel, die Schale und das Sieb, wenn sie auch römischen Ursprungs sind, müssen als Tauschstücke von Römern für Honig, Haare und Häute anerkannt werden, die durch die mährische Pforte nach Oberschlesien gekommen sind. Alle diese Stücke sind seltene Werte unserer Heimatseen. Si.-fi.

# Marinnas Hochzeitstag.

Von E. Grabowski.

Marinna, Michaleks älteste Tochter, sollte morgen ihre Hochzeit feiern mit dem Häuer Valentin Goy. Da gab es ein Hin- und Herlaufen in der kleinen Kolonie! Ein Scheuern, Waschen, Kochen, Backen und Braten! Jeder brachte nach herkömmlicher Sitte sein Scherflein zur Ausrüstung der Hochzeit, jeder half; selbst Kinder blieben nicht müßig, schleppten Tannengrün aus dem Walde, trugen die letzten Blumen zusammen, die der Herbst noch gab.

Hochzeit — Tag der Unruhe und Freude, der selbsten Erwartung junger, sich liebender Menschen!

Marinna legte in ihrer Kammer den Hochzeitsstaat zusammen. Den dunklen, grün umsäumten Tuchrock, die weite, seidene Schürze, das schwarze Nieder, goldumsäumt, das weiße Hemdchen, zierlich bestickt um Hals- und Ärmelhändchen. Alles hatte sie selbst erworben in mühevoller Waldarbeit, alles genäht, Stich um Stich, nach den Mustern alter Kleider, wie sie die Mutter, die Großmutter getragen. Die launische Modegöttin hatte ihren Weg noch nicht getan in die stille, halb vergessene Waldkolonie.

Mit glücklichem Lächeln besah Marinna die hübschen Sachen; legte die echten Korallen zu den prächtigen Bändern, die Schürze und Brautfranz schmücken sollten; morgen, an ihrem Ehrentage! Kein Blümlein wird in ihrem Kranze fehlen; würdig und ehrlich wird sie zum Altare schreiten, neben dem geliebten Manne.

Einen Tag noch und eine Nacht — dann wird sie sein Weib. . . Sie braucht dann nicht mehr in den schweren Tagelohn zu gehen. Nur im Hause wird sie schaffen, für sich und den Herzallerliebsten. „Mein Seelchen gutes — möge dich die heilige Barbara schützen, heut und immer.“ — Ihre Augen hoben sich auf zu der Heiligen, die aus schlichtem Rahmen schaute, in der Hoheit ihres unerschütterlichen Glaubens.

Durch das offene Fenster kam linde Abendluft und das Gesurre vieler Kinderstimmen. Ein Lachen, Quietschen und Schreien, wie Spazengezänke im Herbst. Vom Flur her kamen Schritte, leichte Mädchenschritte. Marinna wandte den Kopf horchend zur Tür. Die wurde rasch aufgerissen, zwei junge, rotwangige Mädchen traten ein. Lachen im Auge, Frohsinn auf den frischen Wangen, um den Mund.

„Wir bringen den Kranz!“ beide riefen es zu gleicher Zeit, reichten der Freundin den Kranz aus frischer Myrte.

„Wie schön!“ rief Marinna, besah den Kranz von allen Seiten, lobte und dankte mit Blick und Wort, setzte den Kranz in ihr volles Haar, besah sich in dem kleinen Spiegel, der über der Kommode hing. „Gott, mein Gott!“ riefen die Mädchen erschrocken. „Rasch runter den Kranz, du verdirbst dir die Hochzeit.“

Ging nicht ein Schatten durch den kleinen Raum? Ein Schatten, grau, Unheil kündend? Marinna nahm den Kranz mit bangem Lächeln, legte ihn in einen irdenen Teller und deckte ihn zu, damit er frisch bleibe bis morgen. Dann zeigte sie den Freundinnen ihren Hochzeitsstaat, die schönen Bänder, die ihr Valentin geschenkt; vier Meter lang und darüber waren sie, durchwirkt mit Rosen, wie es Sitte war. Und sie zeigte ihnen das Hochzeitshemd, das sie dem Valentin zu schenken hatte nach altem, altem Brauch. Fein gesteppt mit zierlichen Stichen, alles selbst genäht im Winter beim flammenden Kien.

Die Mädchen betasteten alles, lobten hier und tadelten da, nicht ganz frei von Neid.

„Valentin hat Zider bestellt und Musikanten“, jagte Marinna.

Da leuchteten die Augen der Mädchen auf: „Tanzen — das wird fein!“ Sie klatschten in die Hände, drehten sich im Kreise, sangen das Brautlied mit schelmischem Blick.

Feine, klagende Glockentöne kamen durch's Fenster. Da fuhren alle erschrocken auseinander.

„Die Schichtglocke — Jesus — da muß ich heim, der Zur, die Kartoffeln sind noch nicht fertig. . .“

Die Mädchen eilten hinaus, Marinna deckte ein Tuch über die Hochzeitskleider. Dann ging auch sie hinaus. Der Valentin mußte jeden Augenblick aus der Grube kommen. Es war der letzte Abend, den sie beide als ledige Leute miteinander verleben sollten.

An der Küche mußte sie vorüber. Es roch nach Kraut, nach Schweinebraten, nach Kuchen — Frauen hantierten in dem kleinen Raume, stießen sich an als Marinna kam, riefen ihr anzügliche Scherzworte zu . . . morgen . . . morgen. . .

Sie wurde rot, eilte rasch hinaus, blieb auf den Steinstufen vor der Thür stehen, legte die Hand auf das klopfende Herz, atmete tief und flüsterte mit glücklichem Lächeln vor sich hin: Morgen . . . morgen . . . Vor ihr lagen die Felder in herbstlicher Nacktheit. Ein schmaler, viel betretener Weg schlängelte sich hindurch nach den Schächten. Wie oft war sie mit ihm zusammen diesen Weg gegangen! Frühmorgens, wenn die Sonne rot über der Erde aufstieg — und abends, wenn sie glutvoll hinter den Tannen verschwand.

Auf diesem schmalen Pfade mußte er kommen, heut, das letzte Mal vor der Hochzeit, der geliebte Mann.

Hochzeit — ihre Brust dehnte sich im unsäglichem Glück. Sie sah stolz um sich, sah die Kränze vor dem Hause, die es ihr zu Ehren schmücken werden, ihr und ihm. — Er mußte eigentlich schon da sein — warum säumte er so lange? Sie spähte hinüber nach den Schächten. Plump hoben sie sich aus dem Licht des Abends. Dünner Rauch stieg aus den Schloten — die Halben dampften und glühten, dumpf scholl das Geräusch der Förderung herüber.

Am Waldessaume entlang zogen einzelne Bergleute. Müde gingen sie ihren Weg. Die scheidende Sonne warf freigebig Gold vor ihre Füße. Alle Schärfen und Lücken des mageren Ackers füllte sie damit. Die Wipfel der Bäume, die dampfenden Halben, die plumpen Grubenbauten umwarb sie mit goldener Lohe.

Ein herrlicher Abend lockte die Leute aus den Häusern. In Gruppen standen sie beisammen, alt und jung, plaudernd, scherzend, lachend, singend.

„Die Männer kommen immer noch nicht“, klagte ein junges Weib, das einen Säugling auf dem Arme trug.

„Es ist Böhnung heut“, rief jemand dazu.

„Böhnung“ — ach ja — da konnte sie warten. Da fand der Mann den Weg so leicht in die Schenke. . .

Marinna sah frohen Auges um sich. Ihr Valentin, der war kein Trinker, nein. — Wie schön der Abend war! Die Luft so rein, der Goldglanz rundum so hoffnungsfroh. Es lag so viel Freude in der Natur! Schwalben schossen hin und her, Kinder lachten und sangen, von der Straße her kamen die Klänge einer Ziehharmonika, dazu Gesang:

„Und geht das Lebenslämpchen aus,  
Den Tod begrüß ich sonder Graus —  
Glück auf!  
Es sei nach echter Bergmannsart  
Der letzte Gruß zur letzten Fahrt:  
Glück auf!“

Ueber Marinna's blühende Wangen huschte ein Schatten. Dieses Lied — sie hätte es heute lieber nicht gehört.

Aus dem Hause kam ihr Vater, zur Nachtschicht gekleidet. Er hatte sich verspätet, hatte auch jetzt keine Lust zur Einfahrt. Er blieb bei den Frauen stehen, räfelte sich, scherzte mit dem Kinde.

„Unsere Männer kommen nich'!“ klagte die Frau.

Michalek sah nach der Uhr:

„Sapperlot, ja — es ist spät geworden.“

Von den Schächten her kam eilig ein Mann. Sein Gang war schwankend, sein Gesicht erdfahl.

„Der Bernhard!“ schrie jemand.

„Natürlich, besoffen.“

Michalek sah dem Manne nach, der weder rechts noch links sah und den Weg zum Verwaltungsgebäude nahm. Betrunknen war der nicht — nein —

Michalek grüßte hastig und ging nach den Schächten. Die jungen Bergleute, die rauchend und plaudernd an den Zäunen gestanden, legten die Pfeifen weg und gingen ihm nach. Auf der Straße brach der Gesang schrill ab — auf den Gruben war es auffallend still — Menschen huschten hin und her, der Abend ließ ihre Schatten riesenhaft wachsen. — Lähmende Ruhe kam von den Gruben über die Felder. Die Menschen sahen sich an, bange Sorge im Auge. Die Kinder weinten und wußten nicht warum. Der Tag sank rasch in aufziehender Dämmerung. Da flog es herüber, dunkel und schwer — „ein Unglück im Schacht . . .“

„Barmherziger Gott — Heilige Barbara. — O, du heilige Jungfrau, hilf . . . .“ scholl es wirt durcheinander und es begann ein Jagen nach den Schächten, als sei die wilde Nacht herangebrochen.

Marinna schrak wie aus lichten Träumen auf. Furcht schnürte ihr die Brust zusammen, sie wollte beten, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Ein dumpfes, hoffnungsloses Ahnen ließ sie niedersinken. Vielstimmiges Jammern riß sie wieder auf. Sie sprang empor und folgte mit lautem Schreien den andern.

Vor den Schächten standen die Frauen in dumpfer Verzweiflung, ihre Gesichter waren verzerrt von Angst. Kinder von furchtbarer Neugier geschüttelt, hielten sich fest an den Rockfalten der Mütter.

Jedesmal, wenn eine stumme Last drüben aus dem Zechenhaus getragen wurde, fort nach dem Lazarett, kam jammernde Bewegung in die Menge. Die Beamten wehren den allzu Erregten, trösten, beruhigen hier und dort, Fackeln glühen und wohin ihre huschenden Lichter fallen, gibt's rote Flecke wie Blut.

Und plötzlich kommts daher, keuchend, wild, im irren Lauf. Die Menge weicht erschrocken zurück. — Die Frauen bekreuzen sich: „Jesus — wie die ausschauen tut . . . Du barmherzige Gottesmutter . . .“ Wie ein gehegtes Wild strebt Marinna weiter, vorbei an den verduhten Beamten. Ehe es jemand wehren kann, hockt sie im Winkel des Schachtraumes, stiert hinüber zur Förderung. Wie die Seile der Schale zittern! Wie sie sich winden und drehen! Langsam steigt sie empor, die tote Last, geborgen von treuen Kameraden.

Wie rasch auch mitleidige Hände die bleichen Gesellen bedecken, Marinna hat sie erkannt. Aufatmend sagt sie sich's: Mein Liebster war nicht dabei. . . Ein Fünkchen Hoffnung wird lebendig, sekundenlang — dann wieder die furchtbare Spannung. Die Seile zittern und sinken zur Tiefe, steigen empor aus ewiger Nacht. Gleich einer sprungbereiten Katze lauert die junge Braut nach dem Schachte. Da — ein gellender Schrei — ein wahnsinniges Vorwärtsstürzen — der Liebste tot — — tot — —

Kraftvolle Arme halten sie auf, ernster, ruhiger Zuspruch bricht ihre wilde Kraft. Sie sinkt zusammen im gramvollen Leid. Nur tränenloses Schluchzen schüttelt sie. Willig folgt sie den Frauen in das geschmückte Hochzeitshaus. — — — — —

---

---

Abonniert die Zeitschrift „Oberschlesien“!

Abonnementsbestellungen werden durch die Postanstalten entgegen-  
genommen. Preis pro Vierteljahr 1,— Mark.

---

---

## Judas.

Von Irma Erben-Seblaczek.

Wortspruch: Steter Tropfen höhlt den Stein.

Heinrich Wimmer schritt zum letzten Male aus der schweren Tür, durch die er seit fünf Jahren ein- und ausgegangen war. Fünf Jahre war er ein kleines Mädchen in dem großen Betriebe gewesen, der ihm, wie so vielen andern, Arbeit und Brot gegeben hatte; fünf Jahre hindurch hatte er mit Ausnahme der kargen Freizeiten — auf seinem Büroschemel gesessen — immer pünktlich, zuverlässig und arbeitsfreudig. Er hatte nie einen Tag gekehrt — hatte nie zu einer Klage Anlaß gegeben — aber er war einer der jüngeren Angestellten — man konnte mit ihm keine Ausnahme machen, als der große Abbau auch in seinem Betriebe 150 Plätze leer setzte. Und nun stand er auf der Straße; im vollen, unerbittlichen Sinne des Wortes: auf der Straße. Seit er wußte, daß auch er unter den Entlassenen sein würde, hatte er nichts unversucht gelassen, um anderswo unterzukommen. Aber, trotz bester Zeugnisse, hatte er kein Glück gehabt, die Nachfrage war gering — das Angebot erdrückend groß. Und Förderung durch Menschen, die sich seine Freunde nannten? Er lächelte bitter, wenn er daran dachte: an all die leeren Worte, die dagen Versprechungen, das bedauernde Achselzucken. — — An der Ecke, die er täglich passieren mußte, rief die alte Zeitungsverkäuferin ihre Ware aus. Er blieb stehen und kaufte ein paar Blätter. Gewohnheitsmäßig — er hatte kaum noch eine Hoffnung, daß er eine — ach nur eine bescheidene — unter den angebotenen Stellen bekommen würde — allzu oft war er in den letzten Wochen enttäuscht worden.

Nach Haus zu kommen, eilte er nicht. Sie würde auch heute kein Wort der Klage haben, seine gute, kleine Frau — aber er fürchtete sich vor ihrem Lächeln, das tapfer sein sollte und doch so herzzerreißend traurig war. Nur vier Wochen trennten sie noch von der Geburt ihres ersten Kindchens, auf das sie sich so unendlich gefreut hatten, und das nun eine schwere Sorge mehr bedeutete. Und dann saß er ihr bei Tisch gegenüber, schludte an dem einfachen Essen, das sie ihm mit so rührender Sorgfalt bereitet hatte und bemühte sich, ruhig und heiter zu scheinen und voll Zudersicht. — — Sie sprach wieder davon, wie sie ihm helfen wolle und daß sie doch sicher irgend eine lohnende Nebenbeschäftigung finden müsse, wenn erst alles glücklich vorüber und das Kindchen auf der Welt sein würde.

Wenn erst alles glücklich vorüber. . . Wie ein unübersteiglicher Berg dünkten Heinrich Wimmer diese nächsten Wochen und das, was an ihrem Ende stand. Sie war so zart, seine geliebte, kleine Anny — sie würde den Arzt brauchen und viel Pflege — gute Pflege. Und für das Kindchen war auch noch so manches nötig; sie hatten in den letzten Monaten von dem herabgesetzten Gehalt keine Anschaffungen mehr machen können. Wovon sollte er das alles bezahlen, wenn er nichts fand — wenn er nicht bald etwas fand?

Frau Anny hatte den Tisch abgeräumt und blätterte in den Zeitungen, die ihr Mann mitgebracht hatte. Sie stieß einen kleinen Freudenruf aus, als sie eine illustrierte Zeitschrift darunter fand. „Wie lieb von Dir! Ist die für mich?“ Er lächelte ihr, schon wieder in seine Anzeigen-spalten vertieft, freundlich zu. „Natürlich, Liebling, damit Du doch ein bißchen Unterhaltung hast!“ Lange Zeit lasen beide schweigend, bis die junge Frau mit einer brüsten Bewegung ihr Heft dem Gatten zuschob. „Sieh bloß, Heinrich! Ich begreife nicht, daß ein anständiges Blatt solche Annoncen ausnimmt!“ Er sah zuerst kaum hin. „Kind, das du bist! Inserate bringen Geld — wer fragt da viel nach dem Inhalt!“ Aber dann las er doch — und las, daß ein moderner Zeitungsverlag schlüpfrige Themen suchte — vor allem geschickt zurechtgestuhten Klatsch aus guten Gesellschaftskreisen — und hohe Bezahlung versprach. Ach ja, es gab schon Blätter, die sich damit befaßten, die Alkoven-geheimnisse der oberen Zehntausend ans Licht zu zerren und mit breitem Behagen der plumpen Neugier preiszugeben. Und die Spekulation auf die Sensationslust der Masse erwies sich immer als richtig — die Auflagen dieser Revolverblätter wurden schnell vergriffen — sie mochten leicht in der Lage sein, ihren Stoff hoch zu bezahlen. . .

Und Heinrich Wimmer kämpfte den Verzweiflungskampf weiter, den Verzweiflungskampf gegen Hunger und Elend — tat es in immer wachsender Angst um seine Frau, deren zarter Körper unter der doppelten Last der nahenden Mutterchaft und der drückenden Sorge zusammenzubrechen drohte. — Eines Tages traf er in der Stadtbahn eine entfernte Verwandte, die er seit Jahren aus den Augen verloren hatte. Sie hatten einander immer gern gehabt und die Wiedersehensfreude war auf beiden Seiten ehrlich. Bald war die alte Vertrautheit wieder hergestellt und das junge Mädchen erzählte ihm, eifrig plaudernd, von ihrem Leben. Erzählte, daß sie eine recht gute Stellung habe, als Privatsekretärin eines Fabrikbesizers, und daß sie den Abbau überdauert habe, weil sie so gut eingearbeitet sei — und — — sie rückte ihm näher und dämpfte die Stimme zum Flüstern: „Ich weiß ja, du wirst nicht darüber reden, Heinrich, du warst ja schon immer als Bub so verschlossen und verschwiegen — aber — ich weiß zu viel, drum behält mich der Chef!“ Und aus einem plötzlichen Mitteilungsbedürfnis heraus, vielleicht auch, weil sie sich dem Vetter gegenüber ein bißchen als Person von Wichtigkeit aufspielen wollte, entrollte sie ihm das Bild einer Ehe, die, nach außen völlig harmonisch scheinend, innerlich schwere Konflikte, Jammer, tiefste Entfremdung barg, sprach von dem stillen Helbentum einer schönen, stolzen Frau, die um der heranwachsenden Kinder willen bei einem Manne blieb, der sie kränkte, vernachlässigte, verschmähte, sprach von einem Manne, der beruflich hervorragend, ja genial, dabei voll Güte gegen seine Untergebenen wäre, und doch als Mensch ein willenloser Spielball seiner Leidenschaften. . .

Heinrich Wimmer hörte zu, wie einer, der mit seinen Gedanken weit fort ist. Er war zu tief in seine eigenen Sorgen versponnen, um viel Interesse für andere, noch dazu für fremde Menschen aufzubringen. Während er das Mädchen zu ihrer Arbeitsstätte begleitete, sprach er von sich. Hastig — stoßweise — aus seiner dumpfen Verzweiflung heraus. Sie erschraf heftig, dann aber regte sich ihre Gutmütigkeit und ihre Hilfsbereitschaft dem Jugendkameraden gegenüber. „Komme morgen gegen Mittag auf alle Fälle zu meinem Chef“, sagte sie beim Abschied. „Wenn wir auch im Augenblick keine Vakanz haben, werde ich doch mit ihm reden — er hält viel auf mich — vielleicht läßt sich etwas für dich tun.“ Und das müde, kleine Lichtlein, das ihm das Mädchen mit diesem Versprechen entzündet hatte, war nicht erloschen, als er am nächsten Tage von der Unterredung mit dem Fabrikherrn kam. Er hatte in ihm einen sorgfältig gepflegten, älteren Mann kennen gelernt, der teilnehmend und freundlich mit ihm gesprochen und ihm eine bescheidene Anstellung geboten hatte. Allerdings erst zu Beginn des nächsten Monats, aber dann könne er antreten. Die Bezahlung war, entsprechend dem kleinen Posten, nicht hoch — aber sie bot doch Schutz gegen die drohende Not! Zum ersten Male seit Wochen kam er froh, mit leuchtenden Augen nach Hause — aber seine Frau kam ihm nicht, wie sonst, entgegen. Aengstlich geworden, trat er ins Zimmer und — fand sie in schwerer Ohnmacht auf dem Fußboden liegend. In Todesangst stürzte er ans nächste Telephon und rief einen Arzt. Dem gelang es wohl bald, die Bewußtlose zum Leben zu wecken, doch machte er dem Chemann gegenüber kein Hehl daraus, daß ihr Zustand nicht unbedenklich sei — er hielte eine sofortige Ueberführung in eine Klinik für dringend geboten. Anny hatte etwas von dem Gespräch erlauscht und brach in Tränen aus. „Nicht ins Krankenhaus!“ jammerte sie. „Nicht in einem Saale mit vielen andern liegen — viel lieber sterbe ich daheim!“ Heinrich kniete neben ihr. „Nein, Liebling. Nein! Du kommst nicht in den großen Krankensaal, Du wirst in einem schönen hellen Zimmer für Dich allein sein und wunderschön gepflegt werden, und ich besuche Dich jeden Tag! Jetzt habe ich ja Muße, brauche nicht mehr wegen einer Anstellung herumzulaufen — grade heute habe ich etwas gefunden — sei nur ruhig, mein Liebes!“ Da lächelte sie und schloß in wohliger Schwäche die Augen. Am Abend saß Heinrich Wimmer, todmüde von den Aufregungen des Tages, allein in seinem Zimmer. Seine Gattin wußte er gut untergebracht und der Arzt hatte ihn beruhigt. Bei guter Pflege und völliger Ruhe würde wohl alles gut vorbeigehen — freilich müßte die Patientin die nächsten Wochen in der Klinik zubringen. Er hatte in alles eingewilligt, einzig von der Sorge um die Kranke getrieben. Jetzt erst wurde ihm klar, daß er überhaupt nicht wußte,

wie er diese Mehrausgabe würde decken können. Selbst wenn er — was er ohnehin unsagbar ungern tun würde — zu seinem künftigen Chef ging und um einen Vorschuß bat — diese große Summe war nicht aufzubringen. . . Das einsame Zimmer war ihm unheimlich. Grade, weil alles noch so lag und stand, wie Anny es verlassen hatte, empfand er ihre Abwesenheit doppelt. Auf ihrem Fensterplatz lagen ein paar Zeitungen, in denen sie gelesen haben mochte. Er griff mechanisch danach und — hielt die Zeitschrift in der Hand, die er ihr vor etwa acht Tagen mitgebracht hatte. Er brauchte die Seite nicht aufzuschlagen, um das Inserat des Verlages zu finden, über das sich Anny damals so entrüstete — er wußte, daß er die ganze Zeit — dumpf und unklar — schon daran gedacht hatte! — Hatte er nicht — erst gestern — eine Skandalgeschichte aus der besten Gesellschaft gehört, um die außer dem Mädchen, das sie ihm erzählt, und ihm kaum einer wußte?

Deutlich entsann er sich plötzlich aller Einzelheiten, die ihm zunächst gar nicht klar ins Bewußtsein gedrungen waren. Er wußte, daß er einen guten, flotten Stil schrieb, war immer zu Räte gezogen worden, wenn es sich um Gelegenheitsdichtungen und Bierzeitungen in seinen Vereinen handelte. . . Jäh riß er hier den Gedankenfaden ab — — das, was er zu tun gedachte, war eine bodenlose Gemeinheit! Ein doppelter Vertrauensbruch! Durfte er Mitteilungen preisgeben, die ihm im Vertrauen auf seine Verschwiegenheit gemacht worden waren — das Privatleben eines Mannes enthüllen, der sein Retteur in der Not war? Und doch schien dieser Verrat an zwei arglosen Menschen, dieser Verrat an der eigenen Lauterkeit der Gesinnung der einzige Ausweg — die einzige Möglichkeit, der geliebten Frau die nötige Hilfe und Pflege zu sichern! — Heinrich Wimmer kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens und — — unterlag.

Am nächsten Morgen ging er mit dem sauber abgeschriebenen Manuskript zur Redaktion. Er versuchte sich einzureden, daß sein Vergehen nicht so arg wäre, als es ihm selbst erschien. Berlin war groß — wer konnte denn wissen, um wen es sich handelte — es war ja kein Name genannt. — —

Oder — es war fast wie eine wahnsinnige Hoffnung in ihm: vielleicht werde ich abgewiesen — vielleicht nimmt man das Manuskript gar nicht. — — —

Er wurde nicht abgewiesen. Als er das Redaktionszimmer verließ, knisterten ein paar Scheine in seiner Brieftasche — man hatte ihm widerspruchslos hundert Mark Honorar auf den Tisch gezählt, — hatte ihn zum Wiederkommen aufgefordert. — Wiederkommen? Warum nicht! Es brachte ja Geld genug, wenn man die Ehre anderer und — die eigene Selbstachtung verkaufte! Ah — ihm ekelte vor sich selber — ekelte vor dem Sündenlohn! Stand es denn nicht auf seiner blassen Stirne in Flammenschrift geschrieben, daß er zum Judas geworden war, der seinen Wohltäter um Silberlinge verriet — zum J u d a s.

### „Deutscher Michel“.

Sie heutzutage nicht nur in den Ländern deutscher Zunge, sondern auch in der ganzen Welt bekannte Redensart „Deutscher Michel“ soll bekanntlich eine schläfrige Gleichgültigkeit oder eine träge Lässigkeit ausdrücken. Ursprünglich lag aber den beiden Worten, die heute oft verächtlich gebraucht werden, eine ganz andere Auslegung zugrunde. Sie wurden erstmalig von den Kriegsvölkern des Dreißigjährigen Krieges gebraucht und bildeten den Ehrentitel für einen tapferen und umsichtigen deutschen General mit Namen Michael Obertraut. Dieser Heerführer, der in den Diensten der Schweden stand, war ein kühner Feldherr, der es verstand, tollkühne Ausfälle oder Ueberrumpelungen erfolgreich auszuführen. Die Feinde Obertrauts hatten vor dem kühnen General großen Respekt, und seine Unternehmungen flößten ihnen Furcht ein. Gar bald hieß es bei ihnen: „Seht, das hat Euch der Deutsche Michel getan!“ — Der Volksmund neigt häufig dazu, ein Wortspiel oder ein geflügeltes Wort nach Gutdünken anzuwenden. So erklärt es sich, daß dem „Deutschen Michel“ im Laufe der Jahre alles Forsche genommen und ihm die Zipfelmütze aufgesetzt wurde.

# Unser Sternenhimmel.

Von Otto Sach.

Schon in den allerältesten Zeiten haben die Menschen, Aegypter und Assyrer, Indier und Juden, Griechen und Römer, Friesen und Goten, die Männer der Bibel, die römischen Kaiser wie deutsche, Luther wie Wallenstein, die glänzenden und glitzernden, funkelnden und blinkenden Welten am Himmel aufmerksam beobachtet und betrachtet. Etwa 5000 Sterne erkennen wir mit bloßem Auge am Himmel, mit einem Fernrohr bei 50 facher Vergrößerung etwa 5 Millionen und bei 500 facher, der größten bisher erreichten, rund 100 Millionen Sterne; die Gesamtzahl beträgt etwa  $1\frac{1}{2}$  Milliarden.

Nur einen geringen Teil dieser Welten kennen wir; aber ein jeder möchte sie kennen, ihr Wesen ergründen, wissen wir doch, daß auch von ihnen Wind und Wetter und mancherlei Erscheinungen im Weltenraume abhängig sind. Die Astronomen oder Sternkundigen (aster = Stern, nomos = benamend) haben ein gut Teil erkundet, geordnet, benannt und auf Sternkarten verzeichnet.

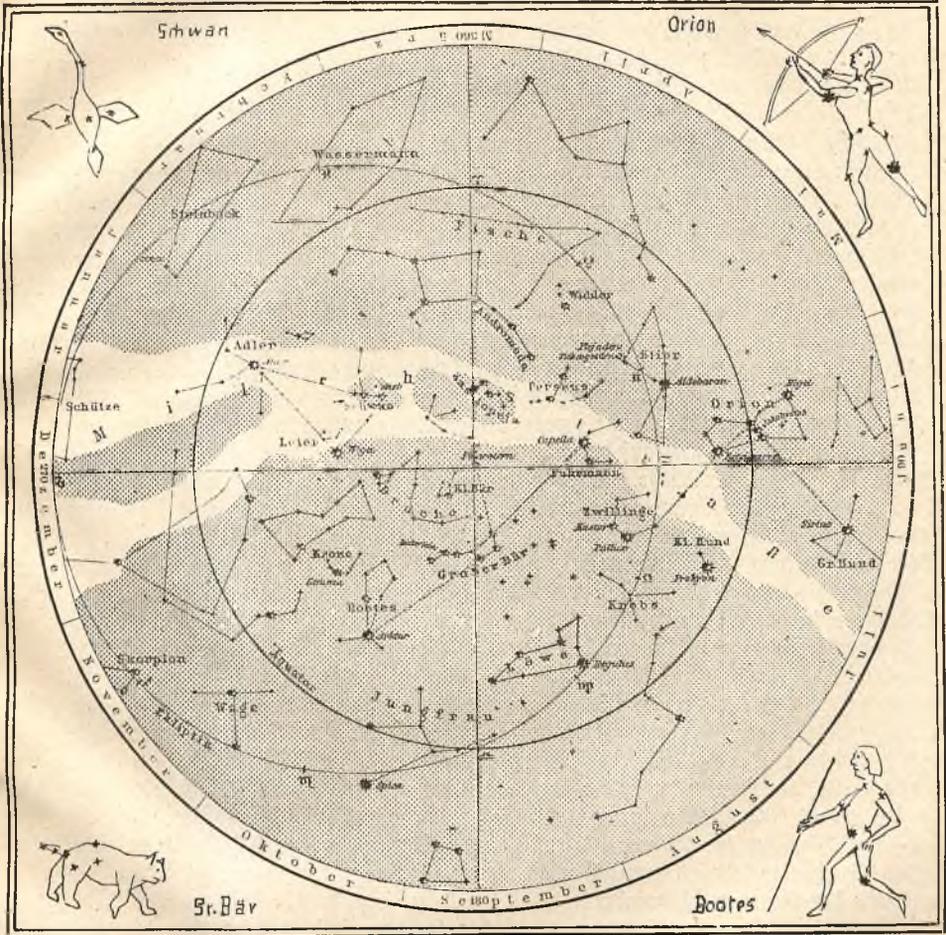
Wir schauen an einem hellen Abende zum blauen Himmelsgewölbe hinauf und finden sieben ziemlich helle Sterne 2. und 3. Größe; vier bilden ein Rechteck und drei eine gekrümmte, abscweifende Linie, man nennt sie den Großen Bären oder großen Wagen, in der Edda Himmelswagen genannt. Vom großen Bären sind diese sieben Sterne nur der Schwanz und ein Teil seiner Keule; man muß noch etliche Sterne unter ihr und den zwei äußeren des Rechtecks dazu nehmen, um einen großen Bären zeichnen zu können. Sehen wir das Sternbild als Wagen an, ziehen durch seine Hinterräder eine gerade Linie in die Höhe und tragen auf dieser den Abstand der Räder etwa fünfmal ab, so kommen wir auf den Polarstern, der aber nicht genau über unserem Scheitel steht. Verlängert man die Gerade vom Wagen über den Polarstern hinaus, so trifft diese in gleicher Länge auf fünf Sterne 2. und 3. Größe, welche ein lateinisches W bilden. Das Bild heißt Kassiopeia. Die fünf Sterne in der Verlängerung des letzten W-Striches sind der Kepheus, ein König der Araber und Gemahl der Kassiopeia; ihre Tochter Andromeda sitzt ihr zu Füßen, also etwas tiefer. Die Sage erzählt: Andromeda sei sehr eitel und übermütig gewesen, habe sich schöner als die Töchter Neptuns gerühmt und sei dafür an einen Felsen im Meere geschmiedet worden. Perseus, ein Sohn des Zeus, sei aber auf seinem Flügelroß Pegasus gekommen und habe sie befreit; die Astronomen haben deshalb die nächsten Sterne westlich der Andromeda Perseus, und die südlich von ihr Pegasus genannt. Südwestlich des Perseus sieht ein gutes Auge die bei den Germanen Glucke mit Rücken genannten, lustig funkelnden Plejaden oder das Siebengestirn im Sternbilde des Stiers den Aldebaran oder Folgenden, einen Stern 1. Größe.

Eine Gerade des Kreuzbalkens unserer West-Ostlinie durch den Polarstern gezogen, führt im Osten zur großen, hellstrahlenden Capella im Fuhrmann, und im Westen zu der in gleicher Entfernung glänzenden Vega in der Leier. Eine Verlängerung über die Capella hinaus zum Horizonte führt zum Orion, einem der schönsten Sternbilder unseres winterlichen Himmels. Das Bild wird schon Hiob 9,9 erwähnt und die griechische Sage berichtet, Orion sei ein Sohn Poseidons und der Ceres, ein großer Jäger gewesen und von Zeus in den Himmel erhoben. Das Sternbild ist leicht erkennlich; drei Sterne 2. Größe stehen ziemlich dicht in gerader Linie nebeneinander und bilden Orions Gürtel; über ihnen und unter ihnen leuchten zwei Sterne 1. Größe. Betegeuze oben und Riegel unten; mit ihren nächsten Sternen links und rechts und mit dem Gürtel bilden sie zwei unregelmäßige Vierecke. Westlich des Orions sind des Jägers treue Begleiter, der Gr. Hund mit dem hellfunkelnden Sirius, einem Stern 1. Größe und der Kl. Hund mit dem gelblich leuchtenden Prokion 1. Größe. Nördlich vom Kleinen Hund leuchten in brüderlicher Liebe grün- bzw. rotglänzend die Zwillinge Kastor und Pollux als Sterne 1. Größe. In der Richtung Polarstern—Wega fehlen besonders merkwürdige Sternbilder; von der Wega zum W hin ist der Schwan, der mit langem Halse vom Pol zur Erde fliegt und auch nicht den Adler mit dem Atair, d. h. der Fliegende, einen Stern 1. Größe, unter sich fürchtet.

Kehren wir zum Gr. Wagen zurück, so finden wir auch einen Kl. Wagen oder Kl. Bären; des letzteren Schwanzspitze ist der Polarstern, und zwischen dem Gr. und Kl. Bären windet sich das große Bild vom *Drachen*. Die Deichsel des Großen Wagens führt in flachem Bogen zum rotfunkelnden *Arktur* des *Bootes*. Auch ihn verherrlicht die Sage. Es heißt, *Bootes* sei ein Sohn der *Ceres* und des *Jason* gewesen, habe durch seinen Bruder *Pluto* seines Erbes beraubt, den Pflug erfunden und mit zwei Stieren den Acker bestellt, wofür er von *Zeus* mit dem Namen *Bootes*, d. h. Stiertreiber, an den Himmel veretzt worden sei. Zum *Bootes* gehören die ein Fünfeck bildenden Sterne 2. und 3. Größe über

Nördl. Sternenhimmpl.

O. Harh.



dem *Arktur* und zwei kleinere unter ihm. Ein weiterer Bogen von gleicher Länge führt durch den *Arktur* zur *Spica* oder *Achse* der *Jungfrau*. Westlich, also links von ihm strahlen in einem Halbkreis, wie am *Siebengestirn*, die luftig flimmernden Sterne der nördlichen *Krone* mit ihrem Hauptstern *Gemma* oder *Edelstein* und als neueres Sternbild: das *Bismarckwappen*. Zieht man nämlich vom *Arktur* gerade Linien zu dem nächsten hellglänzenden Sterne unter ihm und zu den gabelförmig über ihm liegenden zwei hellen Sternen und umschreibt jede dieser drei Linien mit einem *Eichblatt*, so hat man das *Wappenbild* des großen deutschen Reichszanzlers,

Zu merken ist beim Beobachten des Sternenhimmels natürlich die dauernde Umdrehung unserer Erde um ihre Achse, wodurch scheinbar alle Sterne den Pol umkreisen, und der Gr. Wagen z. B. die Deichsel in 24 Stunden nach S., W., N. und O. richtet. Auch sehen wir von dem ganzen Sternenhimmel, da unser Schwinkel höchstens 60 Grad umfaßt, nur die von einer 60 : 40 Grad großen Ellipse eingeschlossenen Sterne. Jahraus, jahrein, in gleicher Stellung und Ordnung, keiner näher, keiner ferner, wie in unserer Jugend so noch heut, stehen diese Sterne, wo sie im Sommer oder Winter, Abends, Mitternachts oder Morgens standen und heißen deshalb feststehende oder *Fixsterne*. Unzählige solcher Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß sie einzeln nicht wahrnehmbar sind, sondern wie ein Nebelstreif oder wie eine *Milchstraße* sich von Südosten zwischen dem Gr. und Kl. Hund durch Kassiopeia und Schwan, wo sie sich teilt, nach Westen hinziehend, erscheinen. Nur wenige, etwa neunzig, verändern ihre Stellung, erscheinen z. B. bald in der Nähe des Sirius, bald bei der Capella, der Wage usw. Sie laufen als Wandelsterne oder *Planeten* umher, z. B. die göttliche Venus bald als Morgen- bald als Abendstern und auch unsere Erde; mit unserer Erde umkreisen sie die Sonne, von dieser aus gerechnet: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Obwohl uns neuerdings große Zahlen recht geläufig sind, können wir uns die Größen und *Entfernungen* der *Sterne* doch nicht recht vorstellen. So heißt es, die Venus, der uns nächste Stern, ist etwas über 40 Millionen Kilometer von uns entfernt, der uns fernste Stern, der Neptun, aber 4500 Millionen Kilometer, und die Entfernung des hellsten Fixsterns unseres Himmels, des Sirius, beträgt etwa 80 Billionen Kilometer. Der *Merkur* ist bei seiner kurzen Umlaufszeit von 88 Tagen immer nur kurze Zeit für uns sichtbar, er erscheint 1925 zu Anfang des Jahres, morgens etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde im SÖ., Mitte März, abends etwa  $\frac{1}{4}$  Std. im O., und Mitte Dezember morgens  $\frac{1}{4}$  Std. im SÖ. Viel gefälliger zeigt sich dem Beobachter die *Venus*; sie braucht zu ihrem Lauf um die Sonne 225 Tage, soll von einer Atmosphäre von 65 Grad C. umgeben sein und gehört wie Jupiter zu den hellsten Planeten. Wenn sie am Abend mit ihrem weißen Lichte auftaucht, übertrifft sie den hellsten Fixstern, den Sirius. Hierauf beruht wohl ihre Beliebtheit und ihr Name der schönsten Göttin, der Göttin der Liebe. Wie sie zeitweilig als Abendstern erscheint, stürmt sie auch als Morgenstern der Sonne entgegen; fast 20 mal rascher als Jupiter, und zwar mit denselben Phasen, Bildern, wie der Mond. Galilei sagt deshalb: Der Mondgöttin Gestalten atmet das Gestirn der Liebe nach. Im Januar erscheint sie anfangs  $1\frac{1}{2}$ , zuletzt nur  $\frac{1}{2}$  Stunde als Morgenstern, in der zweiten Hälfte des Mai im NW. auf kurze Zeit als Abendstern, dsgl. im Juni, Juli und August etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde, im September, Oktober und November immer etwas länger, bis sie im Dezember über drei Stunden im SW. als Abendstern zu sehen ist. Wunderlich und rätselhaft erscheint noch immer der mit auffallend rotem Lichte flackernde und mit bloßem Auge leicht sichtbare *Mars*. Seine größte Erdnähe beträgt 60 Millionen, seine größte Erdferne 102 Millionen Kilometer, und dennoch hat man auf ihm Wasser in Form von Reif und Eis, helle und dunkle Flecken und schnurgerade, als Kanäle gedeutete Streifen wie auch Lichtsignale festgestellt; auch zwei ihn begleitende Monde sind beobachtet. Seine Umdrehungszeit dauert  $24\frac{1}{2}$  Minuten. In den ersten Monaten des Jahres ist der Planet bald nach Beginn der Dunkelheit anfänglich fast 7 Stunden zu sehen, die Sichtbarkeit nimmt aber dann schnell ab, bis er im Juni ganz im Lichte der Sonne verschwindet.

Droht der Mars mit seinem roten Lichte Gefahr, so bringt der Jupiter mit seinem göttigen Rettung. *Jupiter* ist der größte unserer Planeten, sein Durchmesser ist fünfmal größer als der unserer Erde, aber er ist fünfmal weiter von der Sonne entfernt und braucht zu einem Lauf um die Sonne elf Jahre. Zur Umdrehung um seine Achse braucht der Stern nur 11 Stunden; wir können also bereits nach fünf Stunden seine ganze andere Hälfte sehen. Eine Folge seiner schnellen Umdrehung ist eine leicht erkennbare Abplattung; sie beträgt 10 000 Kilometer; ein Punkt am Jupiteräquator hat eine Umdrehungsgeschwindigkeit von  $12\frac{1}{2}$  Kilometer, ein solcher unseres Erdäquators nur 463 m. Begleitet wird der Planet dabei von neun Monden, deren vier schon Galilei festgestellt hat. Mitte Januar ist der Jupiter in der Morgendämmerung sichtbar, im März etwa  $1\frac{1}{2}$  Std., im

Mai  $2\frac{1}{2}$  und Ende Juli 4—5 Std. lang, dann wieder immer kürzere Zeit, bis er im Dezember ganz verschwindet.

Auch Saturn scheint mit rötlichem, aber ruhigem Lichte und mit zehn Monden, von denen jedoch nur einer für uns sichtbar ist. Er galt wie Mars schon im Altertume als Feind und Verderber; Virgil schildert ihn mit einer Sichel und dsgl. Ovid in seinem Festkalender. Ein altes Sprichwort sagt, wer im Zeichen Saturns zur Welt kommt, läuft Gefahr, denen wehe zu tun, die ihm die nächsten und liebsten sind — und Schiller in seinem Liede „Die vier Weltentalter“:

Es regierte Saturnus schlicht und gerecht,  
Da war es heute wie Morgen;  
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,  
Und brauchten für gar nichts zu sorgen.

Sichtbar ist der Planet Anfang Januar morgens im Meridian, und zwar etwa fünf Stunden, dann immer längere Zeit, bis er im Juni die ganze Nacht am Himmel steht, danach aber wieder nur kürzere Zeit, im Dezember nur noch  $\frac{1}{4}$  Stunden weilt. Uranus, erst 1781 vom älteren Herschel entdeckt und von der Sonne 4880 Millionen Kilometer entfernt, erscheint durchs Fernrohr gesehen als kleines Scheibchen von grünlicher Farbe, und zwar anfangs Januar im Wassermann, im März in den Fischen und im September in der Waage. Auch der Neptun, erst 1846 von Galle in Berlin entdeckt, ist nur mit Hilfe starker Fernrohre als kleine, mattleuchtende Scheibe von bläulicher Farbe zu erkennen; er ist der Erde am fernsten, nämlich 4346 bzw. 4636 Millionen Kilometer; zum Umlauf um die Erde braucht er beinahe 165 Jahre — wir werden ihn nicht sehen!

Die Planeten, man kennt ihrer einige neunzig, haben alle ein mattes, ruhiges Licht, weil sie nicht selbstleuchtende, sondern dunkle Körper sind, die ihr Licht von der Sonne erhalten, welche sie in Ellipsen umkreisen, in deren einem Brennpunkte diese steht. Da die meisten Planeten von der Erde gesehen, sich in einem schmalen, etwa 20 Grad breiten Gürtel des Himmels um die Erde bewegen, haben schon die alten Babylonier ihn in zwölf gleiche Teile zerlegt und diese von W. nach O. gezählt, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische benannt. Die Kalender zeigen statt dieser Namen allgemein anerkannte Zeichen und geben an, wann dieser oder jener Planet in einem Bilde vom Tierkreise oder Zodiacus steht. Die Sonne weilt im Frühling in dem Zeichen des Widders, Stiers und der Zwillinge, beinahe einen Monat in jedem, daher diese auch die Frühlings-, die nächsten Sommer-, Herbst- und Winterzeichen genannt werden; die sechs ersten heißen auch die nördlichen, die anderen die südlichen, weil die scheinbare Sonnenbahn oder Ekliptik diesen Gürtel am Frühlings und Herbstansang schneidet und halbiert.

Nächst den oben genannten Sternen gibt es noch eine Menge kleiner Planetoiden und Asteroiden, Kometen und wunderbare noch unerforschte Meteore, welche letztere bald als einzelne Feuerkugeln, bald in größerer Zahl als Sternschuppen am Himmel erscheinen. Ja, wunderbar, wundervoll ist diese Welt des Sternenhimmels; gering sind unsere Vorstellungen von ihnen und bescheiden, ehrfurchtsvoll bekennen wir mit Gellert:

Wer kennt der Himmel unzählbare Sterne,  
Wer führet sie aus seinem Zelt!

# Das Haus in der Sonne.

Von G. Sydell-Ratibor.

In allem Grün des kleinen Gartens steht ein altes Haus. Aber es sieht schmuck und sauber aus, denn die Wände sind frisch gestrichen und leuchten in einem zarten Grün, als spielte darauf ein schwacher Schein des Graſes und Unkrautes, das sie rings umsteht. Um die niedrige Tür ist Efeu gezogen, und um die Fenster rankt sich Immergrün. Dort scheint der Anstrich dunkler und bildet so einen schönen Uebergang zu dem lebendigen Dunkelgrün des Blättergewirrs. Einige Efeuranken erreichen das dicke Strohdach, das warm und schwer auf den Mauern liegt, daß es scheint, als würden sie in den Boden gedrückt. Und auch hier setzt sich das Grün fort, smaragddunkel, in dem Moos, das sich wie glänzende Lachen darauf ausbreitet. Und auf dem Dachfirst steht ein Häuflein Vogelmiere und schaut froh und stolz auf die Obstbäume hinterm Haus und auf die kleinen Blumenbeete davor, in denen blaue Aſtern und dickblütige Georginen um einen Rosenstock in der Mitte sich wiegen und neigen.

Ganz still steht das Haus, wie eine Braut selig träumend im Grünen. Und nur die Sonnenstrahlen treiben ihr lustiges Spiel, huschen vom Grund bis zum First, klettern die Ranken hinauf und hinunter, springen von Blatt zu Blatt und jagen sich mit dem Schatten, scherzen mit den Blumen und gleiten lustig lachend über das Gras und die warmen Mauern.

Einer, ein ganz kleiner, neugieriger, springt auf das Fensterbrett und schaut ganz listig durch die hellen Scheiben: Eine Stube ist darinnen, etwas, was er noch nie gesehen. Und husch, husch, gleitet er ins Zimmer, und hopp, hopp, springt er in langen Sprüngen vom Fensterbrett herunter, und schon sitzt er drunten auf den Roststeinfliesen. Aber da fühlt er sich nicht wohl, denn die Steine sind hart und kalt. Auch kann er da nicht genug sehen; und neugierig schaut er sich um und überlegt, wie er weiter kommen könne. Da sieht er einen Stuhl am Fenster stehen. Der paßt ihm wie gerufen. Und husch, husch, gleitet er sich am Stuhlbein empor, und schon ist er auf dem Sitzbrett. Aber er klettert mutig noch weiter, die Lehne in die Höhe. Und wie er oben ist, kommt er sich vor wie auf einem hohen Turme, so tief liegt die Erde unter ihm und soviel kann er sehen. Red schaut er sich im Raume um. Was es da alles gibt! Ein Tisch in der Mitte, von einem weißen Tuche bedeckt und darauf Blumen in einem Glase, darüber eine Hängelampe mit einem Schirm aus rotem Seidenpapier. Dort ein Stuhl und da noch welche. Ein breites Bett in der Ecke und da ein Ofen, behäbig, glänzend und weiß. Bei dem Ofen aber eine Wiege, ein schönes Ding, blau gestrichen, mit roten Herzen und bunten Blumen an den Seiten. Ob er da einmal hineinschaut? „Warum denn nicht,“ denkt der Sonnenstrahl bei sich. „Ich kann's ja mal versuchen.“

Und gleich fängt er an zu wippen, und er hüpfet und springt und gleitet und huscht, bis er auf dem weißen Wiegenkissen liegt. Das ist so schön weich und warm, daß es ihn lockt, darauf liegen zu bleiben. Aber er hat doch noch keine Ruhe, bis er nicht alles kennt, und da sich's rührt, fängt er an, darauf ganz sachte herumzufrieden.

Doch plötzlich staunt der kleine Sonnenstrahl. Was ist denn das? Was liegt denn da für ein niedliches Püppchen? Sauber und frisch, wie Milch und Blut, die Bäcklein gerötet, wie reife Äpfel und ein rotes, lächelndes Mündchen. Aber die Augen sind geschlossen, und es regt und rührt sich nicht; denn das Püppchen schläft.

O, wie das dem Sonnenstrahl gefällt! Und lustig springt er auf dem weißen Kissen umher, wie närrisch, und flirrt vor lauter Erregung wie ein Silberfädchen. Doch dann beruhigt er sich endlich, wiegt sich bedächtig hin und her und überlegt. Er will sich doch das Dingelchen einmal genauer ansehen. Vorsichtig kriecht er ganz nahe heran und tastet sachte an dem Kleinen herum, ganz leise und ängstlich, fährt erschrocken zurück, als er das Atmen der kleinen Brust bemerkt, hüpfet aus der Wiege, kommt aber bald wieder heran, als er sich noch nicht rührt, kriecht über den Mund, kitzelt die Nase. — — Da prusch, macht der Kleine und niest. Wie prallt da der Strahl erschrocken zurück. Er kann sich vor Entsetzen gar nicht rühren und bleibt an der Nasenspitze hängen wie erstarrt. Da prusch noch einmal.

Und der Strahl purzelt von dem Näschen; er weiß nicht, was ihm geschieht. Doch schnell rafft er seinen ganzen Mut und alle Kraft zusammen, und mit einem mächtigen Satze ist er auf dem Ofen und klammert sich bebend und klopfenden Herzens an das oberste Gefims. Da ist er vorläufig gerettet.

Das Püppchen aber macht die Augen auf, schöne, blaue Guderchen, sieht etwas Glänzendes und greift mit seinen kleinen weichen Händchen danach, kann es aber nicht kriegen.

Und der Strahl sieht mit Schrecken von seinen luftigen Sitz, wie die glänzenden Neuglein sich nach ihm wenden und die Händchen ihn zu fassen suchen. Voller Angst möchte er gern fliehen; aber er weiß nicht wohin, und vom Ofen herunterzuspringen wagt er nicht. Und seine Besorgnis wächst, als er merkt, daß sich noch etwas in der Stube bewegt. Eine Frau ist's, das Mütterchen. Die kommt ganz sacht zur Wiege. Und der Strahl sitzt ganz still auf seinem hohen Versteck, daß er sich nicht verrät, und flimmert und glitzert vor lauter Sorge, daß er doch noch gefangen werden könne. Aber Mütterchen achtet nicht darauf. Es denkt nur an den kleinen Liebling in der Wiege und beugt sich über ihn: „Du Racker sollst ja schlafen und hast doch beide Neuglein offen. Magst du nicht mehr? Dann komm mal zum Mütterchen.“

Und sie hebt den Jungen aus dem Bettlein, zieht sein Hemblein zurecht und küßt ihn. Dann setzt sie das Büblein auf ihren Arm, und der Kleine fängt an zu kreischen vor lauter Lust, streckt die Arme aus und strampelt mit den Beinchen, daß sie ihn kaum halten kann. Und Mütterchen lacht über das ganze Gesicht: „Da schau mal einer an. Mein süßer Junge, wie lustig du bist. Das steht dir aber fein. Du bist ja eitel Sonnenschein.“

Und den Kleinen auf dem Arm wiegend, geht sie mit leicht tanzendem Schritt durch die Stube und trällert ein heiteres Liedchen.

Und das Bübchen kräht dazu mit seinem feinen lustigen Stimmchen und strampelt mit den Beinchen, soviel Spaß macht ihm das Tanzen.

Und so drehen sich beide, Mutter und Kind, lustig singend und im Tanz sich wiegend im Zimmer umher.

Da wird es auch dem Sonnenstrahl so froh zu Mute, wie an einem schönen Frühlingstage, wenn er mit den andern zwischen Gras und Blumen tollt, daß er es auf seinem hohen Thron nicht aushält. Alle Angst ist verflogen. Froh springt er herunter zu den zweien und Mutter, Kind und Sonnenstrahl tanzen lustig umher und drehen sich in frohem Reigen.

Ihr Scherzen, Lachen und Singen aber tönt bald laut hinaus in die Mittagsstille vorm Haus, daß alle Strahlen verwundert aufhören und sich neugierig in die kleine Stube drängen. Und auch bald tanzen sie mit und springen lustig über Tisch und Stühle und Bett und Wände.

Und immer mehr hören das Jauchzen, immer mehr kommen herbei und drängen in die Stube, daß bald kein Plätzchen mehr frei ist, und bald ist das ganze Zimmer voll Sonne.

Aber auch alle, die draußen geblieben sind, die mit den Blumen plaudern, die mit den Stäubchen spielen, die sich zwischen Büschen und Bäumen tummeln, auch sie werden angesteckt von all der Fröhlichkeit. Und sie huschen und gleiten und springen und klingen und flimmern und glänzen, daß das ganze Haus von ihnen umgeben ist, wie von einem strahlenden Mantel.

Und alle Leute, die vorbeigehen, sehen das Wunder und bleiben staunend stehn. Doch da sind auch schon die Strahlen bei ihnen, dringen in ihre Herzen und durchleuchten und erwärmen sie. Und all die grämlich-müden Gesichter werden hell und freundlich. Ein Lächeln legt sich auf die welken Lippen, der Schritt wird leichter und frischer, und bei allen Mühen und Plagen des Tages, in der ruhigen, dunklen Werkstatt, in der dumpfigen Schreibstube und Fabrik, in aller schwerer Arbeit, Qual und Mühe taucht blitzartig vor ihnen auf wie ein Stück lachender Quell, lustig, heiter, herzerhebend, froh und warm, das Haus in der Sonne.

## Flüchtlings- und Verdrängtengruppen der V. V. h. D.

Jenderek, Beuten O/S, Dyingosstraße 55  
Lehrer Emil Newerla, Biskupitz, Fabryerstraße 22  
Dziendziol, Bobrek, Schaffgotschplatz 4  
Hornig, Cosel, Finanzamt  
Thomas, Glewitz, Oberschlesierhaus Am Adler 1  
Diontek, Ellguth-Fabrye, Glewitz, Preiswitzerstraße  
Micka, Alt-Glewitz, Dorfstraße  
Haberecht, Hindenburg, Viktoriastraße 3  
Matherczyk, Karf  
Nowak, Laband  
Langer, Leobschütz  
Hüttenmeister Wiesebach, Malapane  
Czeka, Mieschowitz, Kronprinzenstraße  
Konrektor Benkel, Mikultschütz  
Piechotta, Neisse  
Lehrer Grabinski, Neustadt O/S, Wiesener Chaussee 2  
Lehrer Kopiek, Peiskretscham  
Kofott, Ratibor, Gericht  
Bednorz, Kofitnitz  
Mar Hermann, Sosnitz, Glewitzstraße 2  
Baruzski, Zaborze, Luisenstraße Baracke II  
Hauptlehrer Friedrich, Oppeln Krakauerstraße 40

### Flüchtlings-Baugenossenschaften in Oberschlesien.

Gem. Flüchtlingsiedlungs-Baugenossenschaft e. G. m. b. H., Tischlermstr. Jenderek, Beuthen, Dyingosstraße 55 — Flüchtlingsbaugenossenschaft, Ossadnik, Biskupitz, Bunter Hof. — Flüchtlingsbauverein, Georg Plinta, Glewitz, Kleine Feldstraße 1. — Gem. Baugenossenschaft der Flüchtlingslehrer u. Beamten, Glewitz, e. G. m. b. H., Lehrer A. Erfurth, Glewitz-Richtersdorf, Hermannshöh. — Gem. Flüchtlings-Spar- u. Baugenossenschaft Hindenburg-Nord, e. G. m. b. H., Viktor Gornik, Hindenburg, Zedlitzschule. — Gem. Flüchtlingskameradschaft zum Sparen und zur Herstellung von Wohnungen e. G. m. b. H., Hindenburg-Eüd, Zimmerhauer Alois Kubaschek, Hindenburg, Dorotheenstr. — Flüchtlingsbaugenossenschaft Karf e. G. m. b. H., Matherczyk, Karf. — Flüchtlingsbauverein Laband, Anton Nowak, Laband, Bahnhofstraße 26. — Gem. Flüchtlings-Spar- und Baugenossenschaft Mikultschütz e. G. m. b. H., Schmittloch, Mikultschütz, Wilhelmstraße 21. — Flüchtlingsbaugenossenschaft e. G. m. b. H., Mieschowitz, Czeka, Mieschowitz, Kronprinzenstraße. — Gem. Heimstätten-genossenschaft für Beamte, Flüchtlinge und Verdrängte e. G. m. b. H., Rektor Böskel, Neustadt O/S. — Gem. Baugenossenschaft der Flüchtlings- und Verdrängtengruppen V. V. h. O. Oppeln e. G. m. b. H., Eisenbahninspektor Kaffarnik, Oppeln. — Flüchtlingsbaugenossenschaft Telgr.-W.-Sekt. Fülbier, Ratibor. Flüchtlings-Spar- und Baugenossenschaft Sosnitz e. G. m. b. H., Hermann, Sosnitz, Glewitzer Straße 2. — Gem. Flüchtlings-Spar- und Baugenossenschaft e. G. m. b. H., Zaborze, Johannes Zedler, Zaborze, Ottilienstraße 21.

### Die Abstimmungsergebnisse in Oberschlesien vom 20. 3. 1921

Beuthen Stadt und Land deutsch 73 531, polnisch 73 055; Cosel d. 36 356, p. 12 221; Glewitz Stadt und Dorf d. 53 077, p. 35 510; Groß-Strehlitz d. 22 390, p. 23 023; Hindenburg d. 45 222, p. 43 282; Ratowitz Stadt und Land d. 75 617, p. 69 964; Königshütte Stadt d. 31 848, p. 10 764; Kreuzburg d. 43 346, p. 1 779; Leobschütz d. 65 128, p. 256; Lublinitz d. 15 478, p. 13 675; Neustadt d. 32 722, p. 4 476; Oppeln Stadt und Land d. 77 031, p. 25 827; Pleß d. 18 670, p. 53 372; Ratibor Stadt und Land d. 48 277, p. 20 630; Rosenberg d. 23 861, p. 11 147; Rybnik d. 27 924, p. 52 332; Tarnowitz d. 17 076, p. 27 507;

# Rätsel

## Buchstabenrätsel.

```

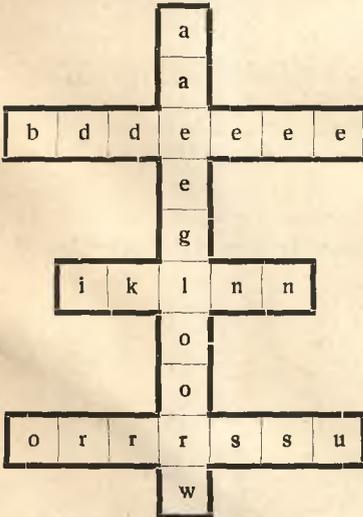
a
a a a
b c c c d
d e e e e e e
e e e e e f f g h
h h i i i i i l l l
n n n o r r r r r
s s s t t t
t u u v w
z z z
st

```

Die Buchstaben sind so zu setzen, daß oben und unten ein Laut, dann in den Zeilen ein Fisch, Stand, Schriftstück, schl. Oberpräsident, ober Schl. Dichter, russ. Leibgarde, Erzähler, eine bibl. Frau und ein lat. „und“ genannt werden. Die mittelfte Wagerechte bezeichnet einen ober Schl. Dichter, die mittelfte Senkrechte seine bekannteste Novelle.

Lösung: Eichenborst, Tangenichts

## Spaltenrätsel.

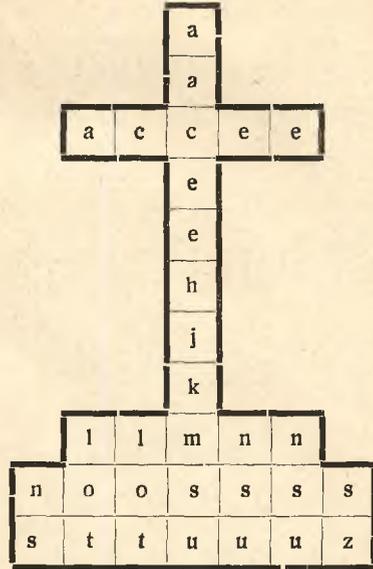


Die Buchstaben im obenstehenden Doppelkreuz sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe den Namen eines bekannten ober-schlesischen Industrieunternehmens nennt. Die wagerechten Reihen bezeichnen:

- 1) einen Männernamen,
- 2) ein Musikinstrument,
- 3) eine Kreisstadt in Schlesien.

Lösung: Borstgras, (2) Orgel, (3) Bienenkorb

## Spaltenrätsel:



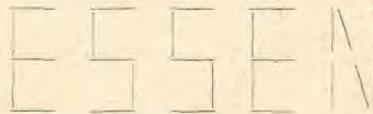
Die Buchstaben im obenstehenden Denkmalkreuz sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe den Namen eines bekannten Wallfahrtsortes nennt. Die wagerechten Reihen bezeichnen:

- 1) eine Stadt in Schlesien,
- 2) einen Brennstoff,
- 3) u. 4) Frauennamen.

Bl.

Lösung: Gungl'sche, (2) Kohle, (3) Frauenstein, (4) Gungl'sche

## Streichholzrätsel:



Durch Umlegen und durch Hinzulegen von 2 Hölzern ist diese deutsche Industriestadt in eine ober-schlesische zu verwandeln.

Auflösung:

NEISSE



Jeder Schlesier, der seine Heimat liebt lese

# Wir Schlesier!

Halbmonatsschrift für schlesisches Wesen und schlesische Dichtung.

Schlesiens grösstes Heimatblatt. Vierteljährlich durch die Post  
nur 90 Pf.

Probennummern kostenlos durch den

**Schlesierverlag L. Heege, Schweldnitz.**

## Zahn-Praxis Erich Most

Berlin - Steglitz

Albrechtstrasse 104 I

Sprechstunden 9-1 und 3-7 Uhr

Fernruf: Steglitz 2843

Durch die Polen vertrieben, bitte ich die geehrten Landsleute mein neues Unternehmen gütigst unterstützen zu wollen.

Mässige Preise.

Auf Wunsch Teilzahlung gestattet.

Gegründet 1883

## Gustav Kleist

BERLIN SO 16

Brückenstrasse 13

Spezialhaus für sämtlichen

:: Vereinsbedarf ::

Fahnen, sowie sämtl. Zubehörteile  
für Fahnen, Orden-, Medaillen- und  
Vereinsabzeichen - Fabrik

Fernsprecher Mpl. 16749

Postscheckkonto Nr. 155094

Gegründet 1883

Der Fluch der Weltdemokratie — die Tragödie Oberschlesiens von Dr. Fritz Kleiner Preis 0,50

Der Verfasser, einer der hervorragendsten Führer im Kampf um das Deutschtum in Oberschlesien, gibt hier aus gründlichster Kenntnis der Verhältnisse eine klare und packende, einwandfrei belegte Darstellung der oberschlesischen Frage, die ein Teil der grossen deutschen Grenzfrage überhaupt ist. Die Schrift ist ein Mahn- und Weckruf an das ganze deutsche Volk und ihr wäre weiteste Verbreitung, auch unter der reifen Jugend, zu wünschen.

ALLERLEI WEISEN für SCHLAEGEL und EISEN

Eine Sammlung von Bergmanns-Vaterlands-, Volks- und Gesellschaftsliedern; herausg. v. Max Niedurny 5. verb. Auflage 0,35 Mk. — Bei Sammelbestellungen ab 50 Stück 0,30 Mk.

ZWEI SCHOENE KINDERBUECHER — Für unsere Kleinen von 5-10 Jahren —

**Aus bunten Gärten.**

100 Geschichten für Kinder von Max Niedurny

Ein Strauß prächtiger Erzählungen und Gedichte in Scherz und Ernst, an denen die Kinder ihre helle Freude haben werden. Gut geb. 1,80

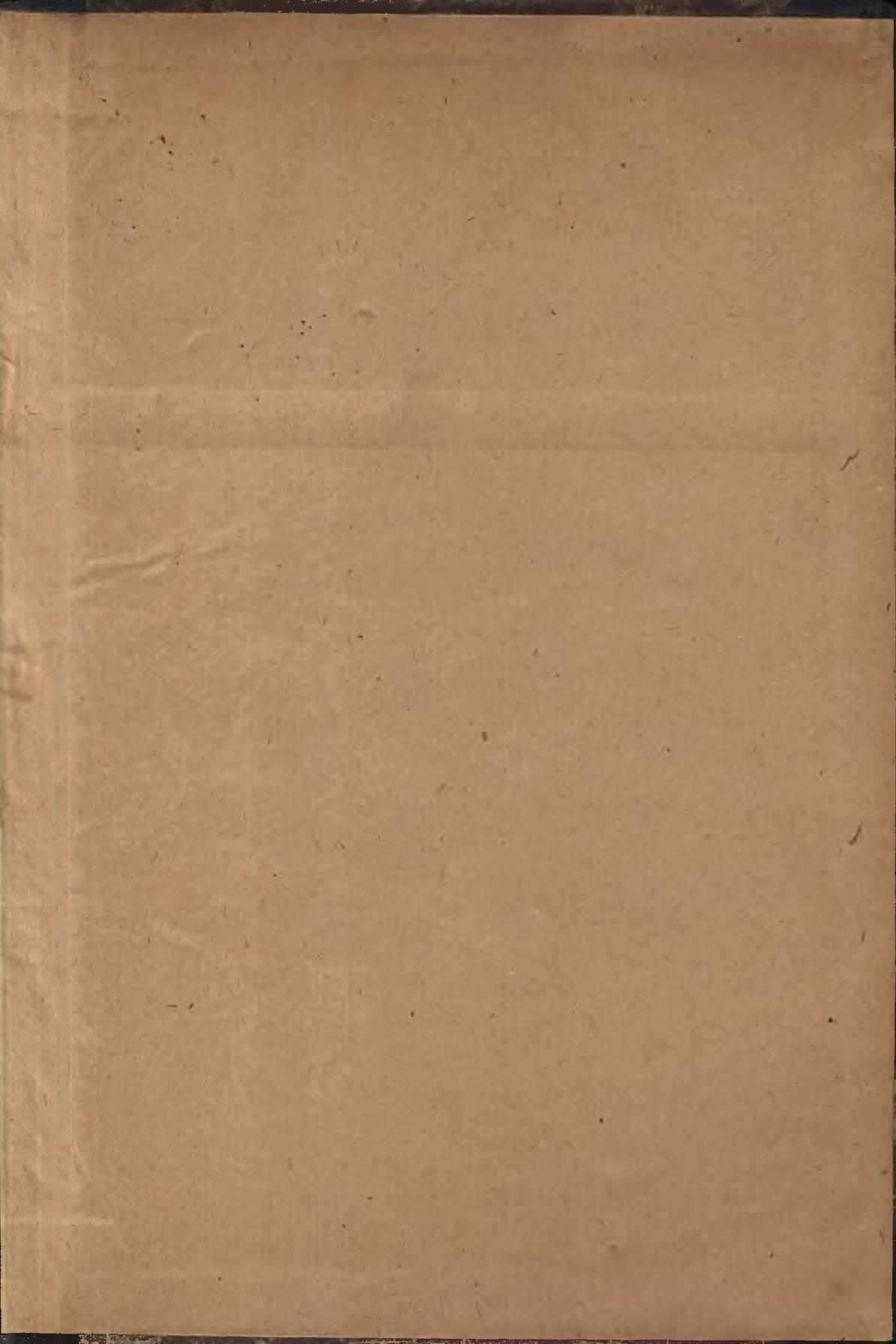
**Ich spielte mit Elfen und Zwergen.**  
Neue Märchen von Erwine Joß.

Wunderhübsch ausgestattet mit zahlreichen bunten und schwarzen Bildern. Preis 2,50

Durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag Willy John, Breslau 2 Bahnhofstrasse 13 zu beziehen







Biblioteka Śląska w Katowicach  
Id: 0030000965840



II 149950/0/1925

92